
SIGILLUM · COLLEGII · COLUMBIAE · NOVI EBORACI
IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN

Die nordfriesischen Inseln

vormals und jetzt.

Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner.

Zunächst bestimmt für Badegäste

in Wyk auf Föhr.

Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt.

Von

G. Weigelt.

Hamburg,
Otto Meißner.
1858.



Die

nordfriesischen Inseln

vormals und jetzt.

Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner.

Zunächst bestimmt für Badegäste

in Wyk auf Föhr.

Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt.

Von

G. Weigelt.

Hamburg,
Otto Meißner.
1858.

Inhalt.

Einleitung.

Zweck der Schrift. Hauptsächlich benutzte Werke. Geographische Bestimmungen.

Wenn diese kleine Schrift zunächst auch nur den praktischen Zweck hat, dem Fremden in einer wenig gekannten Gegend zur Orientirung zu dienen, so kann sie sich doch nicht auf das vor Augen Liegende beschränken, also etwa nur eine Anleitung geben, wie sich die Badegäste auf Föhr den Aufenthalt daselbst möglichst angenehm machen können, welche Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, welche Ausflüge zu Wagen, zu Fuß und zu Schiffe zu unternehmen sind. Dergleichen darf freilich auch hier nicht ganz unerwähnt bleiben; eine Orientirung aber, wie der Gebildete sie braucht, geht über die nächste Nähe und Gegenwart hinaus. An verfallenen Burgen und Schlössern will Niemand vorüberreisen, ohne eine Kunde von den einstigen Bewohnern und von der Art, wie jene zerstört wurden, mitzunehmen. Wenn nun auch auf den zu beschreibenden Inseln solche Monumente einer

Vergangenheit die Neugier oder Wißbegier nicht anregen, ja, wenn hier auch überhaupt nur wenig Anderes als die eisernen Klammern der Häuser, zu Jahreszahlen der Erbauung geformt, auf eine Zeit vor der jetzigen deutet, so ist doch weit und breit kein Landesstrich, der so wie dieser den Blick rückwärts richtet. Denn die Insel, wo der Fremde Gesundheit holt, und alle kleinern und größern umher gleichen im Wesen den verwitternden Grundpfeilern verfallener Schlösser, bei denen die Führer und Handbücher den Reisenden zum Verweilen nöthigen. Was aber sind alle Ruinen an den Flüssen und Bergen anderer Länder gegen diese mit Noth und Mühe geretteten Ueberreste? Freilich erscheinen sie dem Auge als solche Trümmer nicht; Wiesen und Kornfelder überdecken sie freundlich, Dörfer ziehen sich darüber hin, in denen zufriedene Menschen leben, während sich um jene der Epheu rankt und Schlangen unter den Schutthaufen wohnen. Aber wie sich an die Burgruinen schauerliche Sagen knüpfen, so an diese Trümmer fruchtbarer Länder eine noch schauerlichere Geschichte. Dazu sind auch sie, wenigstens zum Theil, demselben Verhängniß der gänzlichen Umwandlung verfallen: wo jetzt Kühe grasen und Schornsteine rauchen, werden dereinst Fische ziehen und Wellen schäumen. Nur die Zeit weiß Niemand.

Fast ebenso wenig, als an dem Lande selbst die geschehene Verwüstung, nimmt der Fremde an den Bewohnern die unheilvollen Erfahrungen ihrer Ahnen wahr. Die Leiden dieser haben in den Zügen und dem Leben ihrer Nachkommen keine anderen erkennbaren Spuren zurückgelassen als einen gewissen Zug der Schwermuth und eine dunkle flüchtige Erinnerung, die aber kaum den Genuß des gegenwärtigen Lebens stört. Glücklich in ihren Verhältnissen, sicher auf ihrem unsichern Grund und Boden, wohlhabend, kräftig und die Hei-

math liebend, verrathen sie nicht, daß sie die letzten Trümmer eines Volkes sind, das der Wuth der Elemente hat unterliegen müssen, wie andere Völker der Eroberungslust ihrer Nachbarn. Vorfahren, die im Kampf mit der Uebermacht fielen, leben im dankbaren Andenken ihrer Nachkommen, und ihre Heldenthaten verewigt Lied und Sage, an die Stätten geheftet, wo sie kämpften und unterliegen mußten. Aber dem Kampfe mit gefühllosen Elementen fehlt das Tragische, weil der Gegner nicht ebenbürtig ist, keine Ansprüche geltend macht, kein Recht verficht. Nicht um eine hohe Idee gingen sie in den Tod, sondern wurden wie wehrlose Schlachtopfer zu Tausenden hingerafft, unter Wehklagen und Angst, und die Zeugen ihrer stillen Ergebung oder der besonnenen Anstrengung zur Rettung der Ihrigen wurden mit ihnen selbst ins nasse Grab gerissen. Dieses aber trägt keine Inschrift; sein Brausen wie sein Farbenspiel redet nur von der unmittelbaren Gegenwart.

Das ist also das Eigenthümliche an dieser Gegend, daß sie eine großartige Ruine ist, ohne den Anschein einer solchen; daß ihre Bewohner die letzten Ueberreste eines einst bedeutenden Volksstammes sind, ohne die Physiognomie eines solchen, ja ohne den Schmerz und kaum ohne das Bewußtsein dessen. Aber der Fremde, der in diese Gegend und unter diese Menschen kommt, wird von einer Schrift, die ihm dort zur Orientirung dienen soll, oder die er zur Erinnerung mit in seine Heimath nimmt, verlangen, daß sie zum wenigsten so viel leiste, als z. B. in den Gebirgsgegenden jene Führer, die bei jeder historisch denkwürdigen Stelle Halt machen und ihr Märchen oder ihre Geschichte vortragen.

Die kleinen Broschüren, die bisher mit besonderer Rücksicht auf Sommergäste geschrieben wurden, sind in der bezeichneten Hinsicht allzu mangelhaft; andere Schriften aber, welche

die Vergangenheit dieses Inselreiches behandeln, sind meist zu speciell für Leute, die nicht kommen, um an Ort und Stelle Geschichte zu studiren. Von jener ersten Art Schriften ohne Zweifel die beste ist das im Jahre 1824 geschriebene Buch von Fr. von Warnstedt: „Die Insel Föhr." Für die Topographie und besonders für die rechtlichen und Communalverhältnisse der Insel ist es noch jetzt eine sehr brauchbare Quelle. Aber nach welcher Norm die Abgaben vertheilt werden und was dergleichen für die Inselbewohner allerdings sehr Wichtiges mehr ist, liegt dem Interesse des besuchenden Gastes weit ferner als so manches Andere, was das Buch nicht enthält. Der berühmte Reisende Kohl hat im Jahre 1846 in drei Bänden „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" beschrieben. Bekanntlich zeichnen sich die Reisebeschreibungen dieses Mannes dadurch aus, daß sie unmittelbar und ohne ungehörige Reflexionen die Eindrücke so wiedergeben, wie sie von ihm empfangen sind; freilich aber auch in so zufälliger Weise wie der stets wechselnde sinnliche Eindruck. Wenn man eine Zeit lang in einer Gegend lebt, die Kohl beschrieben hat, so merkt man recht, daß Sehen und Hören eine Kunst ist, die eigentlich nur Wenige verstehen. Es ist merkwürdig, wie dieses Reisegenie auf den ersten Blick so Manches wahrnimmt, was Andere erst nach und nach entdecken, und wie er auch dem scheinbar Unbedeutenden und Gleichgültigen den ihm in der That gebührenden Werth zu geben weiß. In dem angeführten Werke sind Föhr und die umliegenden Inseln mit Vorliebe behandelt, sodaß der Fremde, der über einzelne Gegenstände und augenblickliche Verhältnisse daselbst eine gründlichere Belehrung wünscht, dieselbe dort meist auch findet.

Die beiden namhaft gemachten Schriften berühren die Vergangenheit der nordfriesischen Inselgruppe selten. Zur Kennt-

nißnahme dieser dienen aus neuerer Zeit „Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, von K. J. Clement, von der Insel Amr'am; 1845"; und „Chronik der friesischen Uthlande, von C. P. Hansen in Keitum auf Sylt; 1856". Das nicht ohne Affectation geschriebene Buch von Clement enthält viel interessante Einzelheiten. Aber da der Schmerz über seinen Volksstamm, dem im Lauf der Jahrhunderte sein nationales Bewußtsein fast abhanden gekommen ist, den ruhig betrachtenden Geschichtschreiber in einen zürnenden Propheten verwandelt, so ist oft das Verschiedenartigste aneinander gereiht, wenn es nur geeignet ist, den verglimmenden Funken noch einmal anzufachen; den Faden der Erzählung unterbricht stets die Klage, daß Kraft wie Ruhm dahin ist, daß die Nachgebornen ihrer Väter nicht werth sind. Wie aber sollte die alte Sitte und das heimische Recht, wie sollte der Zusammenhang und das Bewußtsein der Nation erhalten werden, wenn dieser der Boden unter den Füßen weggerissen ward? Da ist Alles gewonnen, wenn nur der Mensch, der physische wie sittliche, erhalten bleibt, und jedes andere Verlangen ist unberechtigt. Ruhig und besonnen gehalten ist die angeführte Chronik auch eines Eingebornen; aber sie theilt den Mangel aller chronikartigen Darstellung, sie heftet was auf einem bestimmten Raum in einer und derselben Zeit sich ereignet, also das Heterogenste, aneinander. Somit liefert sie kein historisches Bild, sondern das Material zu einem solchen. Hansens Buch ist jedoch nicht durchaus nur Chronik; es giebt vielmehr ab und zu sehr gute Ueberblicke und Zusammenfassungen; ein Beweis, daß der Verfasser wohl eine Geschichte seines speciellen Vaterlandes hätte liefern können. Wenn nun auch die Quellen zu einer solchen nur spärlich fließen, so hat doch Professer Michelsen durch sein „Nordfriesland im Mittelalter", eine auf

Urkunden basirte Darstellung, beweisen, daß es dem sinnigen Geschichtsforscher möglich ist, wenn er es nicht verschmäht, in alten Staatsarchiven zu wühlen, ein Bild der Vergangenheit dieser nordfriesischen Lande zu zeichnen. Ohne Frage ist dies mit historischem Sinn geschriebene Buch das Beste, was bisher über die Geschichte Nordfrieslands veröffentlicht ist.

Wenn für einen Geschichtschreiber Clement zu viel nationales Gefühl nicht hat, sondern blicken läßt, so zeigt ein alter berühmter Chronist dessen zu wenig. Zum Theil nach eigenen Erlebnissen, zum Theil mit Benutzung vieler alten, meist lateinischen Schriften hat Anton Heimreich im Jahre 1666 und „erneuert" 1668 eine „Nordfresische Chronik" herausgegeben, die vornehmste Quelle für die Kunde der nordfriesischen Vorzeit. Heimreich war Prediger auf Nordstrandischmoor, einem Theil der Insel Nordstrand, der aus der großen Fluth von 1634 übrig geblieben war. Von ihm rühmt Clement, daß er der einzige friesische Prediger war, der die Wichtigkeit recht erkannte, das Gedächtniß der großen Wasserfluthen, die Friesland verheerten, auf die Nachwelt zu bringen. In der That zählt er deren eine bedeutende Menge auf; und wenn er auch von den meisten kaum mehr als die Jahreszahlen angiebt, so müssen doch diese Partien des alten Buches auch denjenigen fesseln, dessen Interesse die Vergangenheit Nordfrieslands ferne liegt. Im Uebrigen wird wohl nur selten Einer, der unsere Gegend besucht, sich durch alle Einzelheiten dieser werthvollen Chronik, die Stammregister der Könige und Herzöge, der königlichen und herzoglichen Staller wie auch vornehmer friesischer Personen, durch die kahlen Berichte von äußern und innern Streitigkeiten, von der Gründung der Kirchen, wie durch die Register der geschehenen Eindeichungen hindurchlesen. Aber nicht bloß für den Historiker anziehend ist die Erzählung von alten Rechten

und Sitten, wie deren Verfall; auch spiegelt sich hier und da die Kultur jener Zeit in diesem Buche ab, z. B. in dem Glauben an die verschiedenartigen Warnungszeichen, die einer großen Fluth vorhergehen, aber leider immer erst hinterdrein als solche erkannt sind. Der Dreißigjährige Krieg ist auch in Friesland durch „einen erschrecklichen Kometstern" angezeigt; besonders merkwürdig aber ist, daß todte Walfische, wenn sie zu Friedenszeiten an den Strand treiben, Krieg, wenn aber zu Kriegszeiten, Frieden bedeuten.

Etwas früher, als der ebengenannte Autor seine Chronik verfaßte, hatte Johannes Meyer, „bestallter königlicher Mathematicus", vom dänischen Könige Friedrich III. den Auftrag erhalten, genaue Karten der einzelnen Aemter und Theile der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu entwerfen. Da er nun zur Herausgabe derselben einer Beschreibung bedurfte, ist mit ihm der Doctor Caspar Dankwerth, der „von seiner Jugend an große Lust und Liebe zu den Historien getragen", übereingekommen, eine solche Beschreibung dazu zu liefern. So ist im Jahre 1652 die „Newe Landesbeschreibung der zwey Herzogthümer Schleswich und Holstein" in Folio sammt vielen Karten zum Druck befördert. Die Beschreibung zeugt sowohl vom Studium der alten historischen Quellen, als auch von gewissenhafter Erforschung des damaligen Zustandes jener Länder. Dankwerth meint, es sei „unlieblich und unangenehm", in einer Landesbeschreibung nichts Anderes als Grenzen, Flüsse, Städte u. s. w. anzuführen; und wie er dann an die Materie gekommen, da ist ihm sein Buch unter der Hand gewachsen. Sein Text zu den Karten bildet eine anziehende Vereinigung von Geschichte, Rechtskunde und Geographie und ist mit mehr wissenschaftlichem Sinn als die Chronik des Predigers Heimreich abgefaßt. Die Karten aber sind mit einer für jene Zeit bewundernswerthen

Genauigkeit aufgenommen und mit großer Sorgfalt gestochen. Für unsere Gegend an der Westsee haben dieselben aber noch ein ganz eigenes Interesse. Die große Umwandlung, welche zum Theil zur Zeit Meyers und Dankwerths, zum Theil viel früher Küsten und Inseln daselbst erfahren hatten, lebte noch in der Erinnerung ihrer Bewohner; man wußte noch die Oerter der weggespülten Dörfer und Kirchen anzugeben, ja man wollte noch hier und da aus der Tiefe des Meeres das Läuten der versunkenen Glocken hören. Joh. Meyer ist deßhalb „fleißig den Tiefen nachgefahren, hat alte glaubwürdige Männer jederzeit mitgenommen", und hat auf diese Weise nicht nur das Verhältniß des Landes und Meeres, wie es zu seiner Zeit bestand, sondern auch in mehreren Karten das alte Nordfriesland gezeichnet, wie es vierhundert Jahre früher gestaltet war. Die Richtigkeit der Karten ist von den kritischen Gelehrten nicht im Großen und Ganzen, sondern nur in Einzelheiten bestritten worden. In ähnlicher Weise hat man aus übrig gebliebenen Fundamenten, Säulen und Fensterbögen alter Bauwerke, zusammen mit den darüber vorhandenen Sagen und Erinnerungen, ihre ursprüngliche Gestalt im Bilde wieder hergestellt.

Es ist sonst allerdings keine Sitte, in einer Schrift wie diese, die keinen wissenschaftlichen oder kritischen Zweck und Character hat, die hauptsächlichsten der neuern und ältern, den Gegenstand betreffenden Werke aufzuführen. Aber auch flüchtige Sommergäste, die sich durch Land und Leute angezogen fühlen, fragen mehrfach nach solchen, weßhalb der bedeutendsten hier Erwähnung geschah. Mit Ausnahme der beiden zuerst genannten, will sich denselben diese Schrift nicht zur Seite stellen. Denn ihr Maß liegt nicht so sehr in der dargestellten Sache, als vielmehr außerhalb derselben in der Wißbegier von Fremden, die auf eine kurze Zeit im Jahre

den beschriebenen Inseln einen Besuch abstatten. Selbstverständlich geht solches Interesse mehr in die Weite als in die Tiefe; weßhalb es mit Rücksicht auf dasselbe darauf ankommt, das vorhandene Material anschaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zusammenzufügen.

Nach ihrem verschiedenartigen Verhältniß zum Meere ordnen sich die nordfriesischen Inseln in folgender Weise.

Zum Theil durch Dünen, zum Theil durch Erhöhung des Bodens geschützt ist Sylt, eine Insel von fast 5 Meilen Länge und einer Breite von $^1/_8$ bis $1^1/_2$ Meilen, mit fast 3000 Einwohnern in 15 Dörfern; und Amrum, $1^1/_4$ Meile lang und $^1/_4$ Meile breit mit etwa 800 Einwohnern in 3 Dörfern.

Halb durch einen Deich und halb durch die hohe Lage des Landes geschützt ist Föhr, bei einem Umfang von 5 Meilen $1^1/_2$ Quadratmeilen groß; hat in 16 Dörfern 6000 Einwohner.

Ganz und nur durch Deiche geschützt sind Pellworm und Nordstrand, deren jede ungefähr 1 Quadratmeile groß ist und etwa 2000 Einwohner hat, die auf zerstreut liegenden Werften wohnen.

Ungeschützt gegen das Meer, sodaß die Fluth sie zuweilen überspült, sind die 15 Halligen, von denen ein paar unbewohnt sind. Die Häuser der bewohnten liegen auf Werften, auf denen allen zusammen fast 700 Menschen leben. Die größten der Halligen sind Hooge mit 70, Langeneß mit 57, Nordmarsch mit 34, Oland mit 27 Häusern.

Diese Inseln liegen an der Westküste des Herzogthums Schleswig, zu welchem sie mit Ausnahme einiger Districte gehören, und zwar vom 25.° 56′ bis zum 26.° 37′ östlich

von Ferro. Sie umfassen also einen Raum geographischer Länge, innerhalb welches Bremen, Frankfurt a. M., Heidelberg, Mannheim, Luzern und Zürich liegen, mit welchen Städten sie ungefähr die Tagesstunden gleich haben. Ihre nördliche Breite reicht vom 54.° 27′ bis zum 55.° 4′. Sie haben also dieselbe Entfernung vom Aequator wie Flensburg, Schleswig, Königsberg, Durham in England, die Inseln Laaland, Falster, Fehmern und Rügen. Wyk auf Föhr liegt 26° 14′ östlich von Ferro oder 4° westlich von Kopenhagen, 54° 42′ nördlich vom Aequator.

Die beigegebene Karte der nordfriesischen Inseln soll hauptsächlich nur das Verhältniß des übrig gebliebenen Landes zu dem untergegangenen versinnlichen. Letzteres ist nach einer der Meyerschen Karten von 1240 in Dankwerths Landesbeschreibung gezeichnet. Die Karte macht auf geographische Genauigkeit ebenso wenig Anspruch als die von Föhr, die bestimmt ist, dem Fremden, der die Insel besehen will als Wegweiser zu dienen.

I.

Von Husum nach Föhr.

Die frühern Hoffnungen Husums. Die Reise über Land. Die Seereise. Viererlei Inseln. Ein Blick auf Nordstrand und Pellworm. Schilderung der Halligen. Wirkliche Unsicherheit und scheinbare Armseligkeit. Regelmäßige Abnahme des Landes und der Bevölkerung. Wohlstand und Zufriedenheit der letztern.

Der Reisende, den die Eisenbahn von Flensburg oder Altona nach Husum gebracht hat, wird vor seiner Weiterreise gewöhnlich hinreichende Zeit haben, letztere Stadt in Augenschein zu nehmen, es sei denn, daß der Stand des Wassers, den das abgehende Dampfschiff wahrnehmen muß, mit dem Eintreffen des Eisenbahnzuges zusammenfällt. Die Straßen Husums sind übrigens bald durchwandert, und außer dem im Jahre 1582 erbauten, zur Residenz der Wittwen schleswigscher Herzöge bestimmten Schlosse, das jetzt dem Amtmanne zur Wohnung dient, bietet die Stadt keine besondern Sehenswürdigkeiten. Einen kleinen sichern Hafen bildet eine Aue, auf welchen die Schiffe in den Hewerstrom gelangen, d. i. eine Seestraße zwischen der Halbinsel Eiderstedt und den gegen=

über liegenden Inseln, die auch zur Ebbezeit Wasser hält, während rund umher die Watten trocken liegen.

Es ist der Stadt wie manchem Menschen ergangen, der, betriebsam und glücklich in einer untergeordneten Stellung, seine Bedeutung schwinden sieht, wenn er zu Rang und Würden kommt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hat Husum die Rechte einer Stadt erhalten, welche dem Orte lange waren verweigert worden, und zwar darum verweigert, damit derselbe nicht, durch Gräben und Mauern befestigt, die Dithmarschen anlocken und ihnen, wenn sie ihn einnehmen würden, zur Verschanzung gegen die Landesherren dienen möchte. Nachdem nun endlich der ursprünglich aus zwei Dörfern bestehende Ort zur Würde einer Stadt erhoben worden war, sank nicht lange nachher durch ungünstige Verhältnisse sein Wohlstand. Begründet ward dieser vormals durch die glückliche Lage Husums in der Nähe des Meeres und einer fruchtbaren Marsch, der einst so großen und an Produkten reichen Insel Nordstrand gegenüber; denn hier war, erzählt Dankwerth, „so zu reden der Fleischstapel, in deme das niedliche Marschgut an Ochsen, Kälbern, jungen Lämmern u. dgl." zu Markte gebracht ward. Sind doch zur Zeit jenes Geographen in einem Jahre viertausend Pferde zum Kriegsbedarf dort verkauft. Da die lange Westküste der cimbrischen Halbinsel den Schiffen nur sehr wenig sichere Häfen bietet, so ist begreiflich, daß einstmals sogar die Kaufherren Hamburgs dem Aufblühen Husums mit Furcht und Neid zusahen. Man sagt ihnen sogar nach, daß sie sich eines eben nicht sehr ehrenhaften Mittels bedienten, die Nebenbuhlerin unschädlich zu machen. Als nämlich im Jahre 1472 Husum sich zum Abfall vom dänischen Könige Christian I. durch dessen Bruder, einen Grafen von Oldenburg, verleiten ließ, da soll Hamburg, nachdem Letzterer besiegt und vertrieben worden war, den

König in seinem ursprünglichen Plan, die Stadt zur Strafe ihrer Untreue an allen Ecken anzuzünden, bestärkt haben. Jedoch der König ließ sich erbitten, und es blieb bei Plünderung und hoher Geldbuße. Dies und spätere Kriegsdrangsale, wie auch eine dreijährige Einquartierung kaiserlicher Truppen im siebzehnten Jahrhundert, konnte eine Stadt verwinden, auf deren Markt die fruchtbaren Landstrecken umher ihre Produkte sandten. Als aber 1634 eine der unheilvollsten Fluthen in Nordfriesland diese Landstrecken und besonders den Nordstrand zum Theil gänzlich verwüstete, zum Theil auf lange Zeit unbrauchbar machte, da war dieser Handelsstadt ihr Lebensnerv abgeschnitten. Dankwerth spricht die Meinung aus, die sich auch nachher bestätigte, daß der Wohlstand sich nicht eher wieder heben würde, „bis der Nordstand, so der Husumer Speisekammer und Kornspiker war, wie Sicilien der „Stadt Rom, si parva licet componere magnis, wiederumb „bedeichet werden möchte".

Letzteres ist jedoch nur zu einem kleinen Theil geschehen; und somit ist die Stille in den Straßen dieser Stadt ein trauriger Bewillkommnungsgruß, mit welchem das Meer den fremden Gast empfängt. Die Tücke desselben braucht er übrigens nicht zu fürchten; denn auf der Reise von Husum nach Föhr, die in etwa drei Stunden zurückgelegt wird, gehört selbst die gefürchtete, aber gefahrlose Seekrankheit zu den Ausnahmen.

Man hat sich jetzt so sehr an das Reisen mit Dampf gewöhnt, daß die Badelustigen oder Bedürftigen zum großen Theil von diesem Transportmittel die Wahl eines Seebades abhängig machen. Es läßt sich nicht läugnen, daß in Husum auf guten Wind warten müssen eben keine Empfehlung für das wyker Seebad sein würde, weshalb 1855 die Constituirung einer Gesellschaft zur Dampfschifffahrt an der West-

küste für dieses ein bedeutendes Ereigniß war. Wenn nun auch die Meisten die Gelegenheit, schnell und sicher an den Ort der Bestimmung zu gelangen, benutzen werden, so muß doch hier auf den Weg zu Lande bis zur Fährstelle Dagebüll, Wyk gegenüber, aufmerksam gemacht werden. Bei schönem Wetter wird diese Reise Jedem, der noch kein Marschland gesehen hat, manches Anziehende bieten. Kein Hügel, ja kaum eine Baumgruppe hemmt die Aussicht vom offenen Wagen aus, der auf den vortrefflichen Sommerwegen leicht dahin rollt; kein unfruchtbarer Haidestrich unterbricht das frische Grün der von zahllosen Gräben durchschnittenen Wiesen, auf denen das blanke Rindvieh wiederkäut; das Korn schwankt schwer auf hohen Halmen. Der Weg geht nicht von Dorf zu Dorf, sondern von Haus zu Haus, bald an kleinern vorüber, deren mehrere zusammen auf aufgeworfenen Erdhügeln liegen, bald an stattlichen, mit Wassergräben rechtwinkelig umzogenen Bauerhöfen, den Sitzen der durch ihren Reichthum unabhängigen Marschbauern. Nach etwa sechs Stunden sieht der Reisende an kleinen Masten, die mit ihren rothen Wimpeln über den Deich hervorragen, daß er der Fährstelle Dagebüll nahe ist. Ist der Deich erstiegen, dann liegt das Meer statt der Gras- und Kornfelder ausgebreitet da. Schwach hebt sich vom Horizont die gegenüberliegende Küste ab; das ist Föhr. Bei gutem Winde in einer Stunde gelangt der Reisende auf einem mit einer Kajüte versehenen Boote in den Hafen Wyks.

Jedoch kann es auch treffen, daß in Dagebüll auf Wind und Wasser gewartet werden muß; darum wird die Mehrzahl die ihnen gebotene Gelegenheit, mittelst des Dampfschiffes den Weg von Husum in drei Stunden zurückzulegen, lieber benutzen, und diesen wollen wir jetzt mit mehr gründlicher Berücksichtigung der Gegend umher vertreten.

Während zu Anfang der Fahrt rechts über den Deich des

Festlandes, von den Insulanern „Fastewall" genannt, Kirchthürme und Mühlen hervorblicken, taucht zur linken Seite die erste jener kleinen Inseln auf, deren bald mehrere rechts und links vom Schiffe erscheinen, zuweilen so nahe, daß Häuser und weidendes Vieh deutlich zu erkennen sind. Wenn das Wasser den höchsten oder nahe den höchsten Stand erreicht, so ragen diese Inseln nur wenige Fuß über dasselbe hervor; die sanfte Abdachung, die sich vom Wiesenlande ab in die tiefern Wasserstraßen hinabzieht, ist alsdann von den Fluthwellen überdeckt; unter der grünen Rasendecke ist nur noch eine scharf abfallende Schicht dunklen moorigen Marschlandes sichtbar, sodaß es das Ansehen hat, als liegen diese grünen Eilande mit ihrer schwärzlichen Unterlage schwimmend auf dem Wasser. Das sind die Halligen, klein an Umfang und an Menschenmenge, aber interessant wegen ihrer eigenthümlichen Verhältnisse, von denen sogleich das Wichtigste erwähnt werden soll. Man bezeichnet aber mit dem Worte der Hallig, das nach Adelung mit Halde oder Hügel dasselbe ist, alles am Meere gelegene Land, das von der Fluth ganz oder zum Theil überschwemmt wird, hänge dasselbe nun mit dem Festlande zusammen, oder sei es von demselben getrennt, wie unsere im engern Sinne so genannten Halligen.

Im Westen von der ersten derselben, die dem Reisenden zu Gesichte kommt, erscheint eine Insel anderer Art am Horizont, Nordstrand, und später noch weiter nach Westen Pellworm, die beiden größten Trümmer des vorhin erwähnten Nordstrandes. Dieselben sind mit einem Gürtel von hohen und festen Deichen umgeben, und so vor dem Andrang der größern Fluthen geschützt. Eine dritte Art Inselland bildet Föhr, das theilweise durch die Erhebung seines Bodens dem Meere unzugänglich, zum Theil aber wie Nordstrand und Pellworm gesichert ist. Liegt das Ziel der Reise nicht in der

Mitte dieses kleinen Archipels, so kommt dem Reisenden in Amrum und Sylt eine vierte Art von Inseln zu Gesichte; denn diesen hat die Natur in mehrfachen Dünenzügen eine hohe Schutzmauer gegen das von Westen andringende Meer erbaut.

Nordstrand und Pellworm, die in ziemlicher Entfernung bleiben, haben ganz das Ansehen der Festlandsmarsch, und auch ihre hinter den Deichen wohnenden Bauern haben den Character der Schifffahrt treibenden Inselfriesen gänzlich eingebüßt, weßhalb diese Inseln nur ihrer Vergangenheit wegen zu den nordfriesischen gezählt werden können. Selbst die friesische Sprache ist hier durch das Plattdeutsch des Festlandes verdrängt. Von diesen beiden Inseln hat das am meisten nach Westen hinaus gelegene Pellworm mehr als Nordstrand durch heftige Fluthen zu leiden, und beide Inseln wieder bilden für das Festland einen hinausgeschobenen Sicherheitsposten. Jede derselben enthält auf ungefähr einer Quadratmeile den fettesten Acker- und Wiesenboden; auf jeder wohnen ungefähr zweitausend Menschen in Häusern, die meist zerstreut auf künstlichen Erdhügeln, Werften oder Wurten genannt, gebaut sind. Die Bevölkerung Nordstrands besteht aus Nachkommen von Niederländern, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich hier niedergelassen haben.

Wer also einen Blick in die Marsch des Festlandes gethan hat, der kennt auch die Physiognomie dieser mit so vieler Mühe und großem Kostenaufwande dem Meere abgewonnenen Inseln. Wenn im Sommer die unchaussirten Wege eben gefahren sind, ist das Reisen daselbst eine Lust, aber bei Nebel und Regenwetter im Herbst und Frühjahr ist es mit der Reiselust zu Ende. Alsdann haben die Wege allmählig die Consistenz eines dicken Breies angenommen, in welchen die Räder bis an die Achsen versinken, und während die Pferde

sich aus der klebrigen Masse mühsam herausziehen, sind sie kaum im Stande, den Wagen von der Stelle zu bringen. Am schnellsten reist man dann, wie Hebel das nennt, auf des Schuhmachers Rappen; doch kann es auch vorkommen, daß man ein solches Roß unterwegs läßt und merkt es kaum, wie es jenem tapfern Fußgänger auf Pellworm einmal ergangen ist. Denn als er Abends matt und müde im Wirthshaus angelangt war, forderte er zu allererst einen Stiefelknecht, weil ihm die Stiefeln schwer geworden waren. Den vom rechten Fuß brachte er glücklich herunter, das Mädchen leuchtete ihm dazu; beim linken Fuß aber ging das nicht so gut; er zog und zog, und der Stiefel blieb wo er war, nämlich irgendwo auf dem Wege. Er hatte die Reise nur halb mitgemacht, und sein Herr hatte das erst bemerkt, als die Dienstmagd mit dem Lichte in ein helles Gelächter ausbrach.

Dennoch sind die Leute auf Pellworm und Nordstrand, wenn sie zueinander wollen, besser daran als die Bewohner der Halligen. Von diesen gilt noch heute, was bald nach Christi Geburt der Römer Plinius seinen Landsleuten von einem Volksstamm an der Nordsee berichtet. Er nennt ihn eine misera gens, ein bejammernswürdiges Geschlecht; denn auf Hügeln wohnend, die durch Menschenhände aufgeworfen sind, gleichen sie, wenn zwei Mal in vierundzwanzig Stunden alles Land umher überschwemmt wird, Schiffenden, Schiffbrüchigen aber, wenn die Wasser sich wieder verlaufen haben.

Den Titel einer misera gens wird der Vorüberreisende geneigt sein, in Uebereinstimmung mit dem alten Klassiker, den Bewohnern dieser Inseln zu ertheilen. Es geschieht freilich nicht jedes Jahr, daß das über das Wiesenland getretene Meer seinen Schaum gegen die Fenster der auf den Erdhügeln stehenden Häuser spritzt oder daß, wie sie dort wol sagen, „der blanke Hans" ans Fenster klopft; aber wer von den

Halligleuten nur gut dreißig Jahre zurückdenken kann, hat Schrecklicheres als das erfahren. Noch 1825 wurden die Mauern vieler Wohnungen ganz oder theilweise weggerissen: daß aber für solchen Fall doch noch nicht Alles verloren ist, dafür hat man beim Bau der älteren Häuser Sorge getragen. Denn ihr oberer Theil ruht nicht bloß auf den Mauern, sondern auf starken Pfählen, die innerhalb der Häuser stehen, fest in die Erde gerammt. Diese tragen alsdann vielleicht noch den Boden, wohinauf die Menschen sich selbst, ihr Vieh und ihre Habseligkeiten geflüchtet haben, und wo sie in Angst den gänzlichen Einsturz des schwankenden hölzernen Säulenfundamentes erwarten. Hinter dem hohen Haffdeich des Festlandes tiefer ins Land hat fast jedes Haus ein Boot auf dem breiten Wassergraben, wohinein man sich im äußersten Nothfall retten kann; aber den Halligbewohnern würde das nichts nützen. Denn während dort das über die Deiche gespülte oder durch die eingerissenen Wehlen hereingedrungene Wasser sich ausbreitet zu einem mehr ruhigen salzen Binnensee, tobt hier die Brandung gewaltig, und wer sich in ein kleines Boot flüchten wollte, wäre, wenn ihm das auch gelänge, sicher verloren. Wenn nun auch seit 1825 die Fluth so furchtbar nicht gewüthet hat, so tritt sie doch wol zu den Wurten hinan, spült öfter an die Fundamente der Wohnungen, fließt in die ausgemauerten Cisternen, die das sorgsam gesammelte Trinkwasser enthalten, wie in die Fädings, die größeren Bassins, woraus das Vieh getränkt wird. So leiden sie Durst wie verschlagene Schiffbrüchige, müssen Trinkwasser vom Festlande oder Föhr holen. Solch' großes Unglück ereignet sich freilich nicht jedes Jahr, in welchem Falle diese armen Menschen wohl genöthigt wären, ihre Heimat dem Meere preiszugeben. Aber doch geht jährlich mehrmals die Fluth über die Wiesen hin, trennt eine Werfte von der andern und

macht den von Natur fruchtbaren Boden untauglich, etwas Anderes als Gras zu erzeugen. Darum durchschneidet kein Pflug das Land, hier wird nicht gesäet: und da auf den Wurten die Häuser sehr nahe aneinander liegen, so fehlt es auch an Raum zu ausreichendem Gemüse- und Kartoffelbau; jedoch gedeiht der Kohl um die Häuser der Wurtdörfer, und für kleine Blumengärten sind hier und da einige Fuß breit Erde übrig. Schattige Bäume sieht man nur selten, ab und zu drängt sich ein verkrüppelter Baum, ein Hollunder, ängstlich an die Mauer. Brennmaterial liefert diesen Insulanern ihre stiefmütterliche Heimat nicht; den Torf holen sie sich wie das Mehl; doch formen sie den Dünger ihrer Viehställe und trocknen ihn an der Sonne, um mit diesen sogenannten Ditten im Winter ihre Oefen zu wärmen. Mir erzählte Jemand, daß er bei einem Besuch auf einer der kleineren dieser Eilande den Prediger antraf, wie dieser eben im Schlafrock mit seinem Spaten solche Ditten formte. Ein anderer Prediger beschafft mit seiner Familie seine Heuernte selbst; seine Frau und Töchter tragen in ihren Schürzen das Viehfutter den Wurthügel hinan auf den Boden ihres Hauses. In einer Hinsicht sind somit diese Prediger den apostolischen Sendboten mehr ähnlich als die hohen, hochbesoldeten Würdenträger der Kirche; die Predigt von der Nachfolge des armen Christus wird ihnen nicht durch fette Pfründen bequem gemacht. Das Heu, die einzige Frucht und den ganzen Reichthum dieser Leute raubt ihnen oftmals das neidische Meer. Denn nicht selten ereignet es sich, daß auch im Sommer die Fluth übertritt, das gemähte und sorgsam gehäufelte Gras wegschwemmt, oder Steine und Muscheln darunter wirft, daß es unbrauchbar wird. Die Fluth kommt zu schnell, als daß man es immer retten könnte, auch müssen ja erst die Schafe und Kühe zusammengetrieben und auf den Wurten geborgen werden. Wird nun die Ernte

in dieser Weise geschmälert, so bleibt den Halligbewohnern nichts Anderes übrig, als sich von einem Theil ihrer Schafe und Kühe zu trennen, dieselben den Winter über irgendwo in Fütterung zu geben oder zu verkaufen, was sie auch thun müssen, wenn das salze Wasser in ihre Fädings läuft.

Während im Herbste die einzelnen Werften öfters durch die Fluth voneinander geschieden sind, ist es wol auch des Eises wegen im Winter wochenlang unmöglich, die Insel selbst zu verlassen. Was dann die nahe und ferne Welt erschüttern möge, der Halligbewohner ahnt nichts davon. Das wäre noch zu ertragen, da er die nutzlos geführten Kriege, die Pläne der staatlichen und kirchlichen Politik immer früh genug erfährt. Aber fühlbar wird das Schreckliche dieser Verlassenheit, wenn ein Glied der Familie erkrankt. Dann müssen die armen Leute warten bis zur Ebbezeit; sie gehen von ihrer Hallig durch den Schlick über eine andere zum festen Lande, um Arzt und Arznei zu holen, wohl sieben bis acht Meilen hin und zurück. Und auch das ist nicht immer möglich.

Die Erde ist so groß, was fesselt diese Menschen an ihre armselige Scholle? Sie verlassen ihr Vaterland nicht, wenn sie auch Vermögen genug haben, um bei ihren geringen Bedürfnissen an einem sichern Orte gemächlich zu leben. Sie fahren auf fremden Schiffen als Matrosen, Steuerleute und Capitäne zu Ländern, welche die Natur verschwenderisch bedacht hat, und auf diesen Reisen, wo sie den Ueberfluß und Luxus kennen lernen und ihm dienen, haben sie keinen andern Zweck, als so viel zu erwerben, daß sie ihre Tage auf einer jener Werften beschließen können. Sie verlassen ihr Vaterland nicht, aber ihr Vaterland verläßt sie. Die Fluth nagt an dem lockern Grund, über den die Wiesendecke ausgebreitet ist, und der Ebbestrom trägt unermüdlich die abgerissenen Theile mit sich fort und legt sie im Osten an die Deiche des gegen-

überliegenden Festlandes. Hier erfüllt sich recht buchstäblich der biblische Ausspruch: „Wer da hat, dem wird gegeben, „wer aber nicht hat, dem wird auch Das genommen, was er „hat." Und das vollführt das Meer nicht unbemerkt und langsam, sondern in großer Hast. So erinnern sich die jetzt Lebenden sehr gut an eine kleine Hallig, die nun gänzlich verschwunden ist, und es kommt vor, daß die Menschen ihr Vaterland überleben, oder daß sie dasselbe anderswo, an den Deichen, als sich begrünendes Außenland wiederfinden, auf welchem nun fremde Kühe grasen. Ungefähr eines Fahrweges Breite wird jährlich rund umher weggenommen; daher ist es nicht zu verwundern, was ein Bericht von 1788 über die Abnahme dieser Eilande mittheilt. Damals wurden Pfähle an dem Haffdeich, den der Reisende zur rechten Hand hat, eingerammt, und schon im nächsten Jahre fand man, daß sich das Material der Halligen sechs Fuß hoch um dieselben gelagert hatte. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat z. B. die Hallig Hooge, eine der wohlhabendsten, in je zehn Jahren den achtzehnten Theil ihres Gebietes verloren.

Hier vollführt also das Wasser schnell, was an Ruinen langsam die Atmosphäre; es ist ein sichtbares Verwittern. Außerdem macht das Meer bedenkliche Vorbereitungen, um sich vielleicht einmal bei einer außergewöhnlichen Sturmfluth plötzlich seiner überdies sichern Beute zu bemächtigen. An geeigneten Stellen dieser Halligen, etwa wo sich eine kleine Einbiegung befindet, lockert die anspülende Fluth ein größeres Stück des Bodens, und der Ebbestrom entführt dasselbe; langsam aber sicher wühlt und gräbt nun das Meer landeinwärts, langt in den seltsamsten Schlangenwindungen ins Land hinein, bildet abschüssige, tiefe Kanäle, wo man ihrer nicht bedarf, und theilt, um ihrer besser habhaft werden zu können, die Beute in viele kleine Portionen. Dies macht für



einen Fremden die Wanderung von einem Hause zum andern ohne Führer sehr beschwerlich; man muß kreuz und quer entweder diese sogenannten Schloten umgehen, oder dieselben auf Balken, die an der einen Seite mit einem schwankenden Geländer versehen sind, überschreiten. Inzwischen benutzen die Halligleute die größern derselben als Einfahrten und Häfen.

Wenn man nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt oder in sein Dorf zurückkehrt, so findet man ein neues stattliches Haus an einer Stelle, wo früher ein Garten oder Acker lag, oder gar den Anfang einer neuen Straße. Dergleichen kennt man auf den Halligen nicht; die von ihren Reisen zurückkehrenden Männer finden die See näher an ihre Häuser gerückt; wie sollte denn Raum sein, neue anzulegen? Im Gegentheil bleibt wohl hier und da ein Wurthügel mit den Wohnungen darauf öde und verlassen liegen, jetzt hart am Meere, vor nicht langer Zeit noch mit Wiesenland rings umgeben. An einer andern Stelle sich neu anzubauen ist nicht Jedem möglich; denn das Land, worauf die Wohnung stehen soll, muß erst herbeigeschafft werden, und diese Arbeit ist kostspieliger als das Gebäude selbst. Hat sich jedoch das Meer zum Hügel einer Kirche, in welchem die Todten begraben liegen, den Weg gebahnt, so wird wohl der Umzug des Heiligthums und der Todten beschafft. Im vorigen Jahrhundert hat man z. B. auf den Halligen Gröde und Langeneß die bedrohten Gotteshäuser abgebrochen und weiter nach Osten wieder aufgeführt; ebenso bald darauf auf Nordmarsch, welche Hallig im Zusammenhang mit Langeneß den Horizont im Südosten Wyks begrenzt. Hansen erzählt in seiner Chronik, wie damals der Sohn des Predigers auf Nordmarsch bei seiner Rückkehr in die Heimath einen Theil der Kirchenwerfte weggerissen fand. „Die Todtenkisten",

schreibt derselbe, „waren großentheils zum Vorschein gekommen, „viele davon waren zerbrochen und die Gebeine allenthalben „zerstreut. Hier sah man auf funfzig Schritte das Feld mit „Todtenköpfen gleichsam besäet, und die Gerippe der Körper „hin und her geworfen. Nachgehends sind diese Gebeine auf „dem jetzigen Kirchhofe eingescharrt worden." Jedoch ist dieser Anblick noch lange so schrecklich nicht, als was man im Pastorate der Hallig Gröde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfahren mußte. Damals riß eine Sturmfluth die Särge aus ihren Gräbern, diese stießen gegen die Wände des Hauses und drangen ins Wohnzimmer. So kamen im Sturmgeheul die Todten, um die Lebenden zu sich zu rufen. Hier ist Stoff zu einer schauerlichen Ballade.

Wie die Inseln allmählig zerbröckeln, so schwindet gleichmäßig seit lange schon die Zahl ihrer Bewohner. Besonders nach großen Sturmfluthen, die gewaltige Veränderungen zurückließen, wurden Familien gezwungen auszuwandern, weil es ihnen an Mitteln fehlte, sich in der Heimat statt ihrer weggerissenen Wohnungen neue wieder aufzubauen. Einige haben freilich anderswo, wo man vor so schrecklichen Erfahrungen gesichert ist, nicht ausdauern können und sind, wie das nach 1825 geschah, auf ihre Insel zurückgekehrt. Es giebt jedoch Halligen, die früher bewohnt waren und nun verlassen stehen, wie z. B. Norderoogh, wo gleichwie auf Süderoogh Tausende von Seevögeln brüten. Auf jeder der beiden Inseln Südfall und Süderoogh, die südlich von Pellworm liegen, wohnt nur noch eine einzige Familie; Hamburgerhallig und Habel haben auch jede nur eine Wohnung. Sowie der Reisende Nordstrand im Rücken hat, erscheint zur Rechten die Hallig Nordstrandischmoor, deren Bewohner 1825 ihre Kirche verloren und sich seitdem zu der auf Pellworm halten müssen. Auf dem von Wyk aus deutlich erkennbaren

Nordmarsch wurde 1840 die Kirche abgebrochen, nachdem schon einige Jahre früher der Gottesdienst daselbst aufgehört hatte. Jetzt hat diese Hallig nur noch etwa dreißig Häuser, während sie deren vor 1825 über achtzig zählte. Die meisten Wohnungen, nämlich siebzig, zählt Hooge, deren Bewohner einst die Spanier unter den Halligleuten hießen. Diese Insel hat eine eigene Kirche, wie auch Oland; dagegen haben Langeneß und Nordmarsch eine Kirche gemeinschaftlich und nach Gröde gehen die Bewohner von noch drei Halligen zum Gottesdienst. Auf allen Halligen zusammen leben jetzt nur noch an siebenhundert Menschen, während auf Hooge allein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahe an fünfhundert gezählt wurden. Nach einer Volkszählung von 1769 waren sämmtliche Halligen noch von zweitausend Menschen bewohnt, die sich zu sechs verschiedenen Kirchen hielten; und doch hatten damals in eben diesem Jahrhundert diese Eilande den dritten Theil ihres Landes, ihrer Häuser und ihrer Menschen eingebüßt. Die Meisten waren in ihrer Heimath selbst zu Grunde gegangen, Viele waren ausgewandert, Einige hatten ihren Tod in einem fernen Meere gefunden.

Das bisher Erzählte bestätigt das oben angeführte Urtheil des gebildeten Römers über Menschen, die auf einem Grund und Boden leben, von dem man nicht recht weiß, ob man ihn zum Meere oder zum Lande rechnen soll. Ist das nicht wirklich eine misera gens? Gewiß, wenn man fremd an ihnen vorüberfährt und bedenkt, wie gut man es selber hat im Vergleich mit ihnen, kann man sich des herzlichen Mitleids nicht erwehren. Wenn man jedoch, was jedem Besucher dieser Gegend zu empfehlen ist, an einem heitern Sommertage jenen Leuten einen Besuch abstattet, so sieht man recht, wie unabhängig vom Boden Glück und Zufriedenheit sind, und das Mitleid kommt Einem abhanden, man weiß

selbst nicht wie. Unangemeldet ist der Fremde willkommen, denn gastfrei, wie alle isolirt lebenden Menschen, sind diese Halligleute. Wer aber seinen Besuch durch Bekannte vorher bei ihnen melden lassen kann, der macht ihnen eine größere Freude. Kann das Boot vielleicht nicht unmittelbar ans Land stoßen, so kommen sie barfuß über die Watten, um die Gäste zu bewillkommnen, und tragen sie auf ihren Schultern vom Schiff auf den Strand, wenn die Entfernung nicht zu groß ist.

Daß nur Keiner sich auf den Eintritt in eine ärmliche Wohnung gefaßt mache! Alles ist hier eigenthümlich, behaglich und im höchsten Grade sauber. Durch die klaren Fensterscheiben dringt das Sonnenlicht ungetrübt und beleuchtet ein zum Empfange vorbereitetes Zimmer. Die Wände sind mit sogenannten Kacheln ausgesetzt, das sind gebrannte und mit Glasur überzogene Steine, entweder mit Arabesken oder mit Scenen aus der biblischen Geschichte bemalt, wie man das häufig auf alten Oefen findet; an den Wänden hängen Bilder, zum Theil solche, die dem Geschmack keine Schande machen; eine kleine Büchersammlung, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, ein Glasschrank mit Porzellan und Silbergeschirr, kurz Alles zeigt uns statt der erwarteten Armuth vielmehr einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, besonders auf den größern der Halligen. Der Tisch ist mit sauberm Leinen gedeckt, das Wasser brodelt in dem blanken messingenen Kessel; allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse ist für den Gast zurecht gestellt. Das Beste aber sind die über den Besuch frohen Menschen.

Man sieht sogleich, daß sie auf ihren Seereisen mehr als Geld erwerben; Erfahrung und eine gewisse ungeschminkte Bildung zeigt sich sowol in dem Urtheil als in der Redeweise dieser Leute; eine linkische Verlegenheit, die man so oft

bei Dorfbewohnern des festen Landes trifft, ist dem Wesen der Halligleute fremd; sie behaupten im Gegentheil, dem Fremden gegenüber, eine bescheidene, freundliche Sicherheit. Dazu steht ihnen ein gewisser Ernst sehr wohl; sie sind, wie alle Friesen, nicht vorschnell, aber klar in ihrem Urtheil, und überhaupt gilt von ihnen was ich über den friesischen Character später noch zu erwähnen Gelegenheit haben werde. Die Halligbewohner lieben ein gutes Buch wie den geselligen Verkehr, sie statten sich fleißige Besuche auf ihren Wurthügeln ab; die Kirche versäumen sie nicht, denn eine ungeheuchelte, von pedantischem Pietismus freie Frömmigkeit characterisirt fast Alle. Wenn der Prediger hier auch nur ein sehr bescheidenes Auskommen findet, so hat er für die Entbehrungen einen reichen Ersatz in dem leicht zu erwerbenden Zutrauen, der Anhänglichkeit und Liebe seiner Pfarrkinder. In minder kritischen Fällen ist hier der Seelenarzt auch Arzt für den Leib, wie zuweilen auch Sachwalter und Notar. Nur auf Hooge ist der Unterricht der Jugend vom Pfarramte getrennt; eine einzige Hallig hat einen Schullehrer, aber keinen Prediger; auf Langeneß, Oland und Gröde vereinen die Prediger die Pflichten und Freuden des Geistlichen, des Küsters und Jugendlehrers.

Da fast alle jungen Leute sich, sobald sie die Schule verlassen haben, der Schifffahrt widmen, sich nicht selten später zum Range eines Capitäns auf fremden Schiffen emporarbeiten, so fällt während ihrer Abwesenheit den Frauen der größte Theil der Arbeit zu, die hier sehr einfach ist und den Männern nicht genug Beschäftigung gewähren würde. Der Landbesitz der Einzelnen besteht in so oder so vielen Theilen Nuedsland; ein Nuedsland aber ist soviel, als eine **Kuh** Weide im Sommer braucht, und als hinreicht, um für den Winterbedarf Heu zu liefern. Auf der zu einer Werfte ge-

hörigen Weide grasen dann die Schafe und Kühe der auf jener Wohnenden gemeinschaftlich; das zum Mähen bestimmte Land aber wird mit Rücksicht auf die hohe oder niedrige Lage oder auf die Bodengüte verlost. Somit ist der Besitz von mehr oder weniger Ruedsland eigentlich nur ein verschieden großes Anrecht auf den gemeinschaftlichen Grund und Boden. Wie nun auch die Witterung des Frühjahrs gewesen, und danach der Graswuchs ausgefallen sein möge, es wird zu Johannis immer bestimmt mit dem Mähen angefangen, aus Furcht, daß später das Wasser übertritt und die Hoffnung des Winters vernichtet. Zu der Heuernte werden Pferde vom festen Lande gemiethet und nach vollbrachter Arbeit wieder ausgeschifft. Butter, die leicht einen bittern Geschmack annimmt, weil die Milch der Kühe und Schafe zusammengethan wird, und eine nicht sehr feine Wolle sind die Produkte, welche die Halligbewohner ausführen, um für deren Ertrag in Husum oder Wyk ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen. Manche machen sich auch einen Nebenverdienst durch den Fang der sogenannten Porren, einer in den Seestädten und auch weiter im Lande bekannten und beliebten Art von Krustenthieren, die in der Naturgeschichte Garneelen heißen; oder sie sammeln auf den kleinen Halligen sehr schmackhafte Vogeleier, die dort zur Brütezeit der Seevögel zahllos den Boden bedecken. Nach dem vorhin erwähnten Bericht über die Halligen von 1788 haben viele Arme auf Pellworm den ganzen Sommer über von diesen Eiern gelebt, und der einzige Bewohner auf Süderoogh hat mit denselben sogar seine Schweine gefüttert. Den hauptsächlichsten Ertrag aber liefert diesen Inseln der Seedienst ihrer Männer auf fremden Kauffahrtheischiffen; denn nicht vergeuden sie auf ihren Reisen das Erworbene, sondern schicken oder bringen es ihren Frauen, ihren Aeltern und Geschwistern. Dies besonders erklärt, zu-

sammen mit der sparsamen, aber durchaus nicht knickerigen Lebensweise, die auf mehreren dieser Inseln herrschende Wohlhabenheit. Eigentlich Arme oder Darbende giebt es dort nicht trotz der beispiellosen Kargheit der Natur; ja im Vergleich mit den Einwohnern der Städte führen diese Insulaner ein bequemes Leben; sie sind nicht, um sich und die Ihren zu ernähren, verdammt, Sklaven der Arbeit zu sein. So steht es denn auch gut mit den allgemeinen Angelegenheiten, so unbedeutend diese sind; Communallasten drücken die Einzelnen nicht. Diese kleinen Inseln bildeten im vorigen Jahrhundert eigene Communen, hatten keine Schulden und erfreuten sich, um was mancher Staat sie beneiden könnte, eines guten Credits. Aber nach einer großen Fluth in der Mitte des vorigen Jahrhunderts veränderten sich ihre günstigen Verhältnisse in etwas. Sie schlossen sich betreffs der Communalverwaltung an die Insel Pellworm an, mit der sie früher nur das Gerichtswesen gemeinschaftlich hatten, und tragen nun größere Lasten.

Somit bleibt von Allem, was unser Mitleid rege machen könnte, nur die mögliche Gefahr; in allem Uebrigen können diese Insulaner mit vollem Rechte über die „misera gens" des gebildeten Römers mitleidig lächeln, denn dagegen ernstlich zu protestiren, werden sie ihrem Character gemäß schwerlich der Mühe werth halten. Das Vorurtheil, womit wir etwa ihr Land betreten, ist verschwunden, ehe wir Abschied nehmen. Selbst die baum- und kornlose Gegend ohne Weg, aber nicht ohne Steg, macht einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck. Dicht aneinander gedrängt liegen auf den Wurthügeln die Wohnungen, zwischen denen und deren Gärtchen nur ganz schmale Fußsteige gelassen sind. Lagert man sich am Abhang eines solchen grasbewachsenen Hügels, so hat man, zumal im Sonnenschein, einen Anblick einziger Art.

Rund umher der saftige Wiesenteppich ausgebreitet, mit seinen schmalen, unregelmäßig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben sich in malerischer Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwischen weidende Kühe, und das Ganze eingefaßt von dem blanken Rahmen des Meeres. Indem man aber über die Wiesen hin von einem Hügel zum andern wandert, so verschiebt sich in die mannichfaltigsten Lagen das Verhältniß der emporragenden Werften. Schon dieser landschaftlichen Eigenthümlichkeit wegen ist den Fremden in Wyk der Besuch einer größern Hallig, wie besonders Langeneß, zu empfehlen. Wir hatten die Fahrt mit einer ziemlich großen Gesellschaft im Nebel angetreten; als dieser sich verlor, der Alles verdeckte, lag das Schiff an einer zum Landen ungünstigen Stelle, das Wasser lief ab und legte den Meeresboden bloß. Sowie die Leute, die uns erwarteten, unser ansichtig wurden, kamen sie barfuß eine kleine halbe Stunde über die Watten, und wir Alle, Herren und Damen, setzten uns ebenso vom Schiffe aus in Bewegung; das von der Sonne durchwärmte Seewasser spielte bis an die Knöchel. Am Abend fuhren wir dann bei Mondschein zu Wagen eine Strecke ins Meer hinaus; wo es tief genug wurde, stiegen wir in ein kleines Boot, das uns zurück in unser Fahrzeug brachte.

Leichter von Wyk aus zu machen, aber nicht so lohnend ist der Besuch der Hallig Oland; ihre Häuser sammt der Kirche liegen vereinigt auf einer einzigen großen Werfte. Auf der Reise nach Föhr geht die Fahrt zwischen Oland und Langeneß hindurch. Rechts, und zwar auf ersterer Insel, ist ein etwas höheres abschüssiges Ufer sichtbar; hier stand ehemals die Kirche, und in diesem letzten Ueberreste der fast gänzlich weggespülten Werfte liegen noch einige Ueberbleibsel der frühern Inselbewohner; andere Gebeine sind, sowie das Meer sie aus der Erde herausspülte, nach dem jetzigen Kirchhofe ge-

schafft. Wie lange werden sie dort Ruhe haben? Alsbald kehren wir dieser kleinen Insel den Rücken, und keine andere verdeckt uns mehr den Anblick der vor uns liegenden Insel Föhr, die nun in kaum einer halben Stunde erreicht ist. Die Häuser des Fleckens Wyk, die Mühlen und stumpfen Thürme heben sich vom Horizonte ab; an den kleinen Hafen zur Rechten schließt sich der Haffdeich, dessen gleichförmige Linie das Auge am Horizonte hin verfolgt, bis er sich bei dem sogenannten Näshörn nach vorwärts biegt; rechts vom Flecken erhebt sich im Gegensatz zu jenem Deich ein ungefähr ebenso hohes, scharf abgeschnittenes Ufer.

II.

Die Insel Föhr.

Die Namen Fohr und Wyk. Der Flecken Wyk. Wyk als Badeort. Das Seebad. Frühere Ausdehnung der Insel. Marsch und Geest. Die Inseldörfer auf der Scheidelinie. Die drei Kirchen. Die Burg. Osterland und Westerlandföhr. Föhringer und Friesen. Dänische Einwanderer. Vogelkojen.

Der Hauptort der Insel, das Reiseziel Derer, die des Bades wegen in diese Gegend kommen, die außerdem fast nur von Geschäftsreisenden und selten einmal von einem Naturforscher besucht wird, ist der gegen Südosten gelegene Flecken Wyk.

Als noch das alte Nordstrand, dessen oben Erwähnung gethan ist und von welchem später mehr die Rede sein wird, bis ziemlich nahe an das Ufer des jetzigen Föhr herüberreichte, und auch der südöstliche Rand dieser Insel weiter in die See vorsprang, soll da, wo das Wasser am schmalsten war, eine stark benutzte Fähre die Wyrichs- mit der Osterharde verbunden und der später gebildeten Insel den Namen gegeben haben. Auf den Meyerschen Karten vom Jahre 1240 trägt eine der Erweiterungen der schmalen Meeresstraße den Namen Iwensee,

wie denn überhaupt wohl solche Ausbiegungen Seen hießen. Dieselben gruben sich an vielen Stellen, wie noch jetzt auf den Halligen, tiefer ins Land hinein, Buchten bildend, die sich zu Landungsplätzen eigneten. Solche Buchten aber nennt Dankwerth Weichen und bemerkt: „den Niedersachsen heißet „Bucht eine Wieck, so ein alt gut teutsch Wort, von dem „Hineinweichen formiret." Ohne Zweifel hat eine derartige Einbiegung des erwähnten Iwensees unserm Flecken den Namen gegeben. Nach einer ältern werthvollen Beschreibung der Insel Föhr vom Organisten Peters daselbst standen bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an dieser Bucht oder Wieck nur einzelne Fischerhäuser, zu denen damals der Schiffer eines nahen Dorfes einen Packraum baute. Die großen Fluthen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts veranlaßten manche Bewohner des alten Nordstrand, sich in dieser höher gelegenen, durch die Natur geschützten Gegend anzusiedeln, zu welchem Zweck ihnen eben diese Bucht geeignet erschien. In wenig Jahren war es dort angebaut, sodaß schon um die Mitte desselben Jahrhunderts einer der Geistlichen auf Föhr sich verleiten ließ, die irdische Herrlichkeit des neu entstehenden Ortes zu preisen:

„Wyk, du bist (acht' ich wohl) ein Lusthaus dieser Insel,
„Prunkst alle Jahre mehr und hebst dein Haupt empor."

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte man daselbst nahe an zweihundert Häuser mit fast achthundert Einwohnern; zu Anfang des jetzigen aber nahm, wie in fast allen Dörfern der Insel, die Zahl der Häuser auch in Wyk um etwa funfzig und die der Menschen bis auf etwa sechshundert ab, bis dieselbe in den letzten dreißig Jahren zum wenigsten in Wyk die frühere höchste Zahl überschritt und augenblicklich bedeutend im Wachsen ist. In zweihundert Häusern wohnen jetzt tausend Menschen. Dieselben ernähren sich

meist von der Schifffahrt und dem Handel; doch sind auch die hauptsächlichsten Handwerke vertreten, unter denen sich die Goldschmiedekunst durch zierliche Filigranarbeit auszeichnet. Das frühere Dorf ist 1706 zur Würde eines Fleckens erhoben, was die Einwohner jedoch mehr an den damit verbundenen Abgaben als an den Vorrechten spüren, in welcher letztern Beziehung das Verhältniß zur Landschaft nicht hinreichend regulirt ist. Damit zusammen hängt die Trennung Wyks von der Landschaft in Gerichts-, Verwaltungs- und Steuerangelegenheiten; jedoch ist der Landvogt der Landschaft Osterlandföhr zugleich Gerichtsvogt für Wyk. Im Flecken ist die Apotheke für die ganze Insel, und augenblicklich sind daselbst zwei Aerzte wohnhaft. Ein Postcomtoir vermittelt den täglichen Verkehr mit dem festen Lande.

Seine Bedeutung verdankt der Flecken seinem kleinen, aber sichern Hafen, dem besten an diesen für die Landung ungünstigen Küsten. Nachdem der alte in mangelhaftem Zustande gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Sturmfluth versandet war, wurde mit bedeutender Unterstützung der Regierung der jetzige im Anfang dieses angelegt. Bei einer Breite von etwa sechzig, einer Länge von fünf- bis sechshundert und einem Wasserstande von zehn Fuß bei gewöhnlicher Fluth, bietet er ungefähr funfzig größern, aber über hundert kleinern Schiffen Raum. Im Winter zwischen 1813 und 1814 lag daselbst eine kleine, aus zwanzig Fahrzeugen bestehende dänische Flotille. Als im Jahre 1817 in Folge eines Deichbruchs dicht am Hafen das hereinstürzende Wasser eine große Höhlung wühlte, wurde diese durch eine Schleuse mit dem Hafen verbunden; das mit der Fluth da hinein gelassene Wasser wird, wenn bei Ebbezeit der Hafen trocken liegt, dazu benutzt, denselben von dem eingedrungenen Meeresschlamm und Sand rein zu spülen.

Am Abende des 7. Mai im Jahre 1857 war einige Stunden lang die Existenz des Fleckens im höchsten Grade fraglich, indem eine Feuersbrunst bei heftig wehendem Ostwinde ungefähr die Hälfte desselben in Asche legte. Bei dieser Richtung des Windes liegt in vierundzwanzig Stunden zwei Mal der Strand in einer Breite von mehreren Hundert Fuß trocken; und eben in dem verhängnißvollen Augenblick der Entstehung des Brandes war das Wasser, das nach so vielem in dieser Gegend angerichteten Unheil einmal hätte von großem Nutzen sein können, vor den Hülfe Suchenden weit zurückgewichen. Die Häuser des Fleckens sind nahe aneinander gebaut, meist nur durch einen schmalen Durchgang voneinander geschieden, und waren damals noch, bei nur einzelnen Ausnahmen, mit Stroh gedeckt. Als alle menschliche Anstrengung bereits lange vergeblich war, nahm der heftige Wind eine andere Richtung an, und indem die Flammen von dem noch verschonten Theil des Ortes seitwärts hinweggetrieben wurden, war dieser gerettet. Die Bewohner Wyks waren in jeder Beziehung auf den Angriff dieses Feindes unvorbereitet gewesen; sie hatten, durch keine schlimme Erfahrung belehrt, ihre bewegliche und unbewegliche Habe nur sehr niedrig, letztere zum Theil gar nicht versichert. Aber ihr Unglück fand eine unerwartet rege und thätige Theilnahme; bei dem Wiederaufbau ihrer Wohnungen wurden sie durch zweckmäßige Maßregeln der Regierung wie durch reiche Geldspenden von nah und fern unterstützt, sodaß schon vor Beginn des Winters fast sämmtliche eingeäscherte Gebäude wieder aufgerichtet waren.

Es ist alle Aussicht vorhanden, daß auch hier, wie das so oft der Fall gewesen ist, der augenblickliche Schaden zum Vortheil ausschlagen wird. Denn eine Hauptnahrungsquelle für die Bewohner Wyks ist das dortige Seebad. Aber schon

im Sommer vor dieser für den Ort unvergeßlichen Katastrophe gebrach es an Raum für die fremden Gäste, welchem Mangel nun in Folge jener abgeholfen ist; denn die Wohnungen sind mit Rücksicht hierauf größer und besser wieder aufgebaut, und außerdem hat Wyk größere und bessere Gasthöfe erhalten, von denen einige selbst bedeutendern Städten zur Zierde gereichen würden.

Ohne alle Frage eignet sich der Ort durch seine Lage vortrefflich zu einem Sommeraufenthalt für Solche, die in dem salzen Wasser ihre Lebenskräfte stärken wollen. Ein Theil der Wohnungen liegt gegen den Strand gekehrt auf einem sich von demselben erhebenden Ufer, das selbst die hohen Fluthen der vergangenen Jahrhunderte nicht überstiegen haben. Auf demselben ziehen sich längs den bezeichneten Häusern Baumreihen hin, eine für ein Nordseebad, und noch dazu in unmittelbarer Nähe des Strandes, seltene Zierde. Dieser Theil des Fleckens bildet somit eine schattige Promenade; vor den kältern Nordwestwinden sind die Spaziergänger durch die Häuserreihen geschützt, oder weiter unten am Strand durch das erhöhte Ufer; dagegen mäßigt die unmittelbare Nähe des Meeres die Hitze so sehr, daß z. B. im Sommer 1857, während welches von allen Seiten über die Unerträglichkeit derselben geklagt ward, das Thermometer in Wyk nur zwei Mal 21 Grad R. zeigte. Außer durch die Bäume hat die am Ufer sich hinziehende Straße, der sogenannte Sandwall, des Nachmittags, wenn die Tagesarbeit des Badens vollbracht und die Sitzung an der table d'hôte aufgehoben ist, auch durch die Häuser selber Schatten. Vor den Thüren werden darum für Die, welche nicht gerade Ausflüchte zu Land oder Wasser machen, um diese Zeit die Kaffeetische arrangirt. Wem es nicht gelang, in diesem Theil des Fleckens eine Wohnung zu erhalten, und wer auch hier nicht zu Gast gebeten ist,

kann dieselbe Annehmlichkeit vor einem am Strande liegenden Hôtel, oder vor dem zur Badeaustalt gehörigen Restaurationslokal genießen, in der Nähe welches zwei Mal täglich ein böhmisches Musikcorps spielt Die Aussicht von diesem Sammelplatz der Sommergäste ist in hohem Grade anziehend. An einer Stelle grenzen Meer und Himmel aneinander; links zieht sich in einer Entfernung von anderthalb Meilen der Deich des Festlandes hin, über den bei klarem Wetter Mühlen und Häuser hervorragen; den Horizont rechts begrenzt ein Halbkreis von Halligwerften mit ihren Häusern; bei niedrigem Wasserstand erscheinen dieselben durch eine scharfe Linie, welche das tiefe Wiesenland bildet, miteinander verbunden, zur Zeit der Fluth verschwindet diese Verbindung dem Auge, und die Werften zeigen sich als ebenso viele Inseln, im letztern Falle scheinbar mehr in die Ferne gerückt. Immer bilden sie, bald halb in Nebel verhüllt, bald sich scharf vom Horizont abgrenzend, bald wieder über den Wasserspiegel emporgehoben, kleine Bilder von anziehender Eigenthümlichkeit. Dieselbe stärkere Verdichtung des untern Theils der Atmosphäre, die für die erstaunten Bewohner Reggios das jenseitige Messina mit seinen Schlössern und Thürmen auf eine kurze Zeit als Fata Morgana aus dem Meere hervorzaubert, oder die französische Küste zuweilen dem südlichen England sichtbar macht, hebt auch zu Zeiten hoch über jenen Kranz von Halligen die Deiche, Bäume, Häuser und Thürme des entferntern Pellworm hervor und rückt die Halligen und das Festland scheinbar höher und näher. Abgesehen von dieser seltnern Wirkung einer vermehrten Strahlenbrechung, bietet, besonders für den Binnenländer, die stets wechselnde, bald bewegte, bald spiegelglatte Oberfläche, das Steigen und Fallen des Wassers, seine rasch wandelbare Färbung und Beleuchtung, ein stets anziehendes, tägliches Schauspiel.

Die in neuester Zeit angestellten gründlichen Untersuchungen über die ebenso überraschenden wie schwer zu erklärenden Wirkungen des Seebades haben dargethan, daß ein nicht geringer Theil derselben auf Rechnung der Seeluft zu stellen ist. Also ist die freundliche Beschaffenheit und Lage eines Badeortes schon insofern von Bedeutsamkeit, als darin für die Gäste ein Reiz liegt, die Zeit soviel als möglich im Freien zu verbringen. Lange nicht bloß die Möglichkeit, in der See zu baden, macht einen Ort geeignet, ein Seebad zu sein; der Badegast muß das Meer so zu sagen vor der Thür seiner Wohnung haben, oder doch immer auf wenig Schritte dem Strande mit seiner erfrischenden Luft nahe sein. Durch alle Sinne und besonders auch durch das Auge übt das Meer indirect seinen wohlthätigen Einfluß auf den leiblichen Organismus, und vielleicht ist die stete Nähe jenes ebenso wichtig als das Untertauchen in die Fluth. Da nun Wyk bei der unmittelbaren Nähe des Meeres anstatt des, der Westsee sonst eigenthümlichen, kahlen und sandigen Küstenrandes ein freundliches Ufer hat, so ist es durch die Natur recht eigentlich zu einem Seebade geschaffen. Auch hat die Kunst zur Verschönerung der Gegend beigetragen. Um das oben erwähnte Spülbassin des Hafens ist durch König Christian VIII. ein freundlicher, parkartiger Garten angelegt, der bei allen Winden Schutz gewährt und es den Spaziergänger vergessen macht, daß er sich so nahe der Westsee befindet, die sonst der Vegetation abhold ist. Zu allen diesen Vortheilen der Lage gehört besonders auch die durchaus ungefährliche Beschaffenheit des gegen Südosten gerichteten Ufers, auf welches der Badeort erbaut ist. Dasselbe bildet mit dem daran grenzenden Strande einen vortrefflichen Tummelplatz für die Kinder, die, ohne daß die Aeltern Grund hätten, besorgt zu sein, sich selbst überlassen bleiben oder un-



mittelbar von den Wohnungen aus beaufsichtigt werden können. Es ist eine Freude, zu sehen, wie in wenig Wochen die Farbe der Gesundheit auf den bleichen Wangen der Kleinen erblüht, während sie im Ufersande wühlen und Steine und Muscheln sammeln.

Von der in den Wohnungen herrschenden Sauberkeit wird jeder Gast ebenso angenehm angesprochen als von dem freundlichen und zuvorkommenden Wesen ihrer Bewohner. Jene Sauberkeit ist ein allgemeines Attribut der nordfriesischen Häuser, und wird schon dadurch garantirt, daß nach Clements Versicherung die friesische Sprache für das Wort „scheuern" fast ein Dutzend verschiedener Ausdrücke hat. Bei einer Nation, die hauptsächlich von der Schifffahrt lebt, wird die Sauberkeit bald zur andern Natur, besonders wenn, wie es hier der Fall ist, eigentliche Armuth fast gar nicht herrscht. Es bietet der ganze Ort das Bild eines bescheidenen Wohlstandes, dem die Einfachheit der Bauart und innern Ausrüstung keinen Abbruch thut. Fehlt auch der Luxus so vieler renommirter Badeörter, so gleicherweise dessen traurige Kehrseite. Einem Bettler wird man hier so leicht nicht begegnen; vielmehr sieht man es auch den abgelegensten Wohnungen sogleich an, daß ihre Bewohner nicht zu darben brauchen.

Der Werth des Fleckens Wyk als eines Badeortes wird dadurch noch bedeutend erhöht, daß der sandige Boden reichliches und vortreffliches Quellwasser liefert, die Kühe der Marschwiesen aber die Gäste mit guter Milch versorgen. Eben jene Lage des Ortes hält diejenigen Krankheiten fern, die in den Niederungen an der Westsee, wo das Trinkwasser in Cisternen gesammelt wird, periodisch herrschen. Besondere, durch die Lokalität bedingte Krankheiten kennt man hier nicht. So mächtig ist der Einfluß des Meeres, daß sehr oft die vom Festlande Kommenden bemerkt haben, wie die rauhen

Winde auf Föhr milder sind. Freilich ist hier, wie in allen von der Westsee beherrschten Gegenden Norddeutschlands, die Witterung launenhaft, sodaß oft einem milden Tage ein kalter Abend folgt, und sich an den Uebergang vom Fallen zum Steigen des Wassers auch ein bemerkbarer Wechsel in der Atmosphäre knüpft. Aber wie auf unserer Insel der Sommer weniger heiß, so ist hier auch die Kälte des Winters weniger strenge. Im Winter von 1857 auf 1858 ist das Quecksilber des Thermometers auch in der Nacht nicht tiefer als 5 Grad R. unter den Gefrierpunkt gesunken; dasselbe steht gewöhnlich einige Grade höher als in Kopenhagen, Hamburg und Berlin. Einen günstigen Einfluß auf das Klima der Insel üben die nahen Sanddünen Amrums und Sylts, an denen sich die aus Westen und Nordwesten wehenden kalten Winde wie an einer Schutzmauer brechen, ehe sie über unsere Insel streichen. Das kommt im Sommer, besonders in der letzten Hälfte desselben, schwächern Constitutionen unter den Gästen sehr zu Statten, und eben deshalb ist Föhr besonders auch zu Herbstbädern geeignet.

Da die vom Flecken ungefähr eine Viertelstunde entfernten Badeplätze gegen Süden unterhalb eines erhöhten Ufers liegen, so sind sie durch sich selbst vor den eben erwähnten Winden geschützt. Eben dadurch aber ist auch in Zeiten, wenn der Nordwest das Uebergewicht hat, das Wasser auf seiner Oberfläche ruhiger; bei den in südlicher Richtung wehenden warmen Winden werden die Wellen hoch über den Strand getrieben. Da jedoch die nordwestlichen Winde im Ganzen in diesen Gegenden vorherrschen, so hat das wyker Seebad einen mehr milden Charakter als andere durch starken Wellenschlag mit aufregender Wirkung ausgezeichnete Bäder. Eigenthümlich dagegen ist unserm Bade die Stärke der durch Ebbe und Fluth erzeugten Strömung, die sich zwischen Föhr und die

gegenüberliegenden Halligen so mächtig hindurchzieht, daß selbst ein geschickter Schwimmer sie schwer überwindet. Ganz allmählig dacht sich der sandige Strand ab, sodaß die Badenden, ohne Furcht, den Grund unter ihren Füßen zu verlieren, ihrer Lust und Laune folgen können. Wiederholte chemische Analysen des hiesigen Meerwassers haben dargethan, daß dasselbe an Salzen reicher als die andern Nordseebäder ist; kein Fluß, nicht einmal eine Aue, mischt hier herum das süße Wasser mit dem salzen. Die Beschaffenheit des Meeresbodens macht es möglich, daß sowohl zur Zeit der Ebbe wie der Fluth gebadet werden kann, denn nur zwischen Amrum und Föhr liegt eine Strecke während der Ebbe gänzlich trocken. Man ist jedoch geneigt, dem Fluthstrom, der sich aus der öffnen See zwischen unsere Inseln wälzt, eine mehr anregende Kraft zuzuschreiben. Alsdann haben die großen Wattenfelder trocken gelegen, und von den Sonnenstrahlen durchwärmt theilen sie dem über sie hinströmenden frischen Wasser ihre Wärme mit. Wer kann wissen, ob nicht auf diese Weise in den Fluthwellen schlummernde Kräfte wach gerufen werden, die auf das Nervenleben des Menschen einen merkbaren Einfluß üben? Wohlthuend ist jedenfalls der Gedanke, daß die Wassermasse, deren Strömung mächtig gegen unsern Körper dringt, unmittelbar aus dem ewig frischen Ocean gesendet ist, das große nordfriesische Meeresbecken zu füllen, das in vierundzwanzig Stunden zwei Mal zum Theil sich leert.

Schriften, welche sich die Aufgabe stellen, Badeörter zu empfehlen, oder die Fremden mit den Verhältnissen daselbst bekannt zu machen, pflegen wohl über den Gebrauch der wunderthätigen Quellen oder des Meerwassers Regeln zu geben und ein schreckendes Heer von Krankheiten aufmarschiren zu lassen, das daselbst besiegt worden ist. Selbst wenn dabei auf alle Charlatanerie verzichtet würde, wäre es besser, der-

gleichen Behauptungen und Anleitungen nicht zu verbreiten, insofern Laien in der Medicin leicht zu der Meinung verleitet werden, daß solche Schriften die Aerzte entbehrlich machen. Da es im Grunde keine Krankheiten, sondern nur so oder anders kranke Menschen giebt, können für jeden Einzelnen die bestimmten Verhaltungsmaßregeln bei einer Seebadekur nur aus dem besondern Fall abgeleitet werden. Darum ist es wünschenswerth, daß die wirklich Kranken oder Genesenden von ihrem Arzte für den Badearzt eine Geschichte ihres Leidens mitbringen; Letzterer kennt aus Erfahrungen die Wirkung der Luft und des Wassers, Ersterer den Verlauf der Krankheit des Patienten. Aus diesem zusammen erst ergiebt sich das besondere Verhalten des Kurgastes während der Badezeit, und in solchem Fall ist jedes Einzelne, wie Zeit, Dauer und Art der Bäder, von großer Bedeutung. Minder wichtig und etwas mehr dem Belieben anheim gestellt ist die Lebensweise Derer, die nur im Allgemeinen eine Stärkung und Erholung suchen. Doch hat auch Manchem schon eine zu leichte Meinung von des Meerwassers Wirkung, als könne man bei dessen Gebrauch leben, wie man eben wolle, mehr geschadet als genutzt. Da ist denn dem Wasser zur Last gelegt, was die Unbesonnenheit verschuldete.

Wenn es somit gerathen ist, durch abstracte oder allgemeine Verhaltungsmaßregeln, wie durch Behauptungen einer besondern Kraft und Wirkungsart dieses oder jenes Bades bei den Laien in der Medicin keine Vorurtheile zu erwecken, so ergiebt sich doch aus der obigen Beschreibung der Verhältnisse sowohl des Landes als des Wassers, daß das wyker Nordseebad zwischen den Ostseebädern und denjenigen Nordseebädern, die eine stark irritirende Wirkung üben, eine mittlere Stellung einnimmt. Eben dies sichert ihm für alle Zukunft seine Bedeutung und giebt sie ihm besonders auch für

die Gegenwart, in welcher die nervösen Leiden sehr prävaliren, Leiden von so geheimnißvoll eigensinniger Natur, daß schon ein kleines Quantum von zu aufregender Wirkung des Seewassers einen nachtheiligen Einfluß üben kann. Daß aber auf eben diese in der verschiedensten Gestalt auftretenden Leiden, sowie auf den physischen Erbfehler des gegenwärtigen Geschlechts, die skrophulöse Anlage, Atmosphäre und Wasser des Meeres einen mächtig heilsamen Einfluß üben, hat die Erfahrung genugsam bestätigt. Die gegebene Beschreibung der hiesigen lokalen Verhältnisse wird dem Arzte die Entscheidung ermöglichen, ob für seinen Patienten das wyker Bad angemessen sei. Endlich ergiebt sich, daß sich dasselbe durch Lage und Beschaffenheit zur Benutzung für Familien mit Kindern besonders eignet. In dieser Beziehung gereicht es ihm auch zur Empfehlung, daß daselbst der Luxus die freie Bewegung nicht hindert, daß Ort und Insel groß genug sind, Dem, der es wünscht, ein zurückgezogenes Leben möglich zu machen, daß die nach dem Brande entstandenen zahlreichern Wohnungen gegen Uebertheuerung Garantie gewähren, daß das verderbliche Hazardspiel nicht gestattet ist und auch wohl nicht gestattet werden wird.

Nach allem bisher Gesagten muß es in hohem Grade erklärlich erscheinen, daß die Idee, in Wyk ein Seebad zu gründen, auftauchte und verwirklicht ward. Den Plan dazu faßte der Physikus Friedlieb in Husum, aber erst einige Jahre später wurde derselbe verwirklicht, besonders durch den Eifer des Land- und Gerichtsvogten von Colditz auf Föhr, der auch durch eine kleine, gefällig abgefaßte Schrift auf die Eröffnung des Seebades im Jahre 1819 aufmerksam machte. Ein an der oben beschriebenen Uferstraße belegenes Haus war angekauft und für warme Bäder eingerichtet, nach englischem Muster waren geräumige, vierräderige, mit Leinewand überzogene

Karren für die kalten Bäder angefertigt worden. Diese vortheilhafte Construction derselben ist beibehalten; sie werden wegen ihrer Größe durch Pferde ins Wasser gezogen, und zwar so weit, daß das Wasser den untern Theil des Fußbodens berührt. Während nach Gutdünken unter einem herabgelassenen Schirme oder in der freien See gebadet wird, warten die Leute mit ihren Pferden am Ufer und holen, nachdem der Badende eine kleine Flagge aufgezogen hat, den Karren auf den Strand zurück.

Die guten Erfolge, welche sehr bald in dem neu errichteten Seebade erzielt wurden, die von den Gästen vielfach gerühmte, durch die daselbst herrschenden Verhältnisse bedingte Annehmlichkeit des Aufenthalts auf Föhr rechtfertigten Plan und Ausführung; jedoch die mangelhafte Verbindung der Insel mit entferntern Gegenden trug die Schuld, daß fast nur aus Dänemark und den Herzogthümern Gäste herbeigezogen wurden. Langsam vergrößerte sich von Jahr zu Jahr die Zahl derselben, bis durch den jährlichen Besuch des 1847 verstorbenen Königs Christian VIII. das Bad plötzlich einen bedeutenden Aufschwung nahm. Eine Zeitlang hob alsdann der Krieg die Verbindung mit dem Auslande auf; nach demselben jedoch stieg die Zahl der Besucher langsam, aber von Jahr zu Jahr, und auch aus der Ferne wurde die Aufmerksamkeit immer mehr hierher gerichtet, sodaß im Jahre 1856 die Zahl der Ausländer zu den Inländern sich wie 5 zu 2 verhielt. Jetzt verbinden, wie bereits oben gemeldet ist, Lokomotiven und Dampfschiffe unsere Insel mit der übrigen Welt; und da die anfänglichen Mängel dieser Verbindungen jetzt beseitigt sind oder doch in nächster Zeit beseitigt sein werden, ist länger kein Grund zu zweifeln, daß das wyker Bad die Bedeutung erlangen wird, die demselben von Anfang an durch seine Naturbeschaffenheit gesichert ist. Eben

jetzt beginnt auch die Regierung, indem sie dem Besitzer der Anstalt Vorrechte einräumte, einen controlirenden Einfluß auf die Verwaltung des Bades, besonders durch Anstellung eines eigenen Badearztes, auszuüben, wodurch dem Publikum, dessen Aufmerksamkeit sich mehr und mehr auf Wyk richtet, eine nicht unwichtige Garantie gegeben ist.

Nach diesen, dem Zweck dieser Schrift gemäßen Andeutungen über Wyk als Badeort und über das mit demselben verbundene Seebad, haben wir unsern Blick zunächst bis an die Grenzen der Insel Föhr zu erweitern. Auch sie ist ihrer Beschaffenheit nach für das wyker Seebad von großer Bedeutung; denn nicht leicht sonst irgendwo an der Nordsee wird der Gast durch die Umgebung seines Sommeraufenthaltes in so angenehmer Weise zu kleinern und größern Ausflüchten zu Wagen, zu Fuß und zu Boot aufgemuntert, als es hier der Fall ist.

Die dieser Schrift beigefügte Karte der Insel Föhr zeigt diese in der Gestalt, welche sie nun etwa drei bis vier Jahrhunderte ziemlich unverändert behalten hat. Dunkle Erinnerungen reichen in eine Zeit hinauf, in welcher man von der alten Osterharde, ungefähr dem jetzigen Föhr, nach der Westerharde zu Fuß gehen konnte, aus welcher letztern die jetzige Insel Sylt gebildet ist; denn die sich vielfach durch Nordfriesland schlängelnden Seearme liefen theilweise trocken zur Ebbezeit. Nachdem diese aber bereits im zwölften Jahrhundert durch große Fluthen tiefer gewühlt und erweitert worden waren, vollendete eine gewaltige Ueberschemmung im Jahre 1362 den Uebergang unsers zweifelhaften Landstrichs in eine Insel. Jedoch noch bis 1634 reichte Das, was nun, von Wyk aus gesehen, als Hallig den Horizont einfaßt, als Theile des alten Nordstrand ziemlich in die Nähe des jetzigen östlichen und südlichen Ufers unserer Insel. Von wie geringer

Bedeutung hier, wo jetzt das Seebad liegt und die Ueberfahrt schwierig ist, vor dem letztgenannten Jahre das trennende Wasser war, beweist der Umstand, daß mehrere Werften jener am wyker Horizont liegenden Halligen zur St.-Johanniskirche auf Föhr eingepfarrt waren, sodaß ihre Bewohner hierher den Kirchgang hielten, hier nicht bloß ihre Ehen einsegnen und ihre Kinder taufen ließen, sondern auch ihre Gräber hatten, deren Denksteine zum Theil noch vorhanden sein sollen. So sehr fällt die Entstehung der Form und der geographischen Grenze Föhrs in die historische Zeit. Mehrere Dörfer im Südosten der Insel, wie die auf der beigegebenen Karte vom alten und jetzigen Nordfriesland in ihrer ungefähren Lage verzeichneten Juckum und Ehrduin, sind ebenso aus der Erinnerung des Volkes wie von dem Erdboden verschwunden; nur die Reste der Dünen, von denen das letztere seinen Namen hatte, sind geblieben. Dagegen will man vor fast hundert Jahren bei ungewöhnlich starker Ebbe die Grundsteine der ehemaligen Kirche Loeckbüll gesehen haben; ja die Werfte, auf der einst ein heidnischer Göttertempel gestanden hat, soll um eben diese Zeit außerhalb des Deiches im Osten unserer Insel erkennbar gewesen sein, und es wird erzählt, daß man beim Graben daselbst auf Reste dauerhaft angelegter Wege, die dorthin führten, gestoßen sei. In andern Gegenden haben sich die Namen der dort verschwundenen Dörfer erhalten. So findet sich auf der alten Karte südlich von Föhr ein Dorf Ribbel; auch zur Ebbezeit wird die Stelle, wo es stand, nicht mehr sichtbar; aber der Weg, auf welchem seine Insassen zu der Nikolaikirche auf Föhr gegangen sind, heißt noch jetzt der Ribbelstieg. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Bewohner eines an der Südostecke Föhrs gelegenen Dorfes Olum gezwungen, ihre Wohnungen dem Meere preiszugeben; der Name haftet noch

an der vorspringenden Ecke Olhörn, um die man biegt, wenn man von Wyk aus am Strande hin zum Badeplatze geht. Die scharfe Spitze aber, welche, vom Deiche gebildet, auf der Reise nach Föhr im Osten der Insel sehr bemerkbar sich ins Meer erstreckt, und gegen welche die Fluth einen starken Andrang übt, heißt noch jetzt Näshörn nach einem in dieser Gegend weggeschwemmten Dorfe Nissum, das der Leser gleichfalls auf der Karte der nordfriesischen Inselgruppe verzeichnet findet.

Wenn nun auch noch ab und zu von dem erhöhten südlichen Ufer der Insel durch große Fluthen einige Fußbreit Landes weggerissen werden, so ist doch die ganze südliche Hälfte derselben durch ihre natürliche Beschaffenheit ein sicheres Bollwerk gegen die Wuth des Meeres, wie sie es von je gewesen ist. Auf der Karte der Insel ist dieser höhere, wellenförmige Theil, der aus Geest und Haideland besteht, durch die Zeichnung von der niedrigen Marsch, der nördlichen Hälfte, leicht kenntlich geschieden. Diese letztere schützt ein Deich in ihrer ganzen Ausdehnung. Bald nach jener vorhin erwähnten großen Fluth des Jahres 1362, durch welche Föhr von Sylt losgerissen und zu einer selbständigen Insel umgebildet ward, begann man damit, die tiefliegende nördliche Hälfte durch eine Schutzmauer zu sichern, und 1492 war diese Arbeit vollendet. Der Theil des Deiches, der sich von dem Dorfe Uettersum nach Duntzum zieht und ein niedrig gelegenes Geestland zu schützen hat, auf welches die Westsee zwischen Sylt und Amrum durch ungehindert ihre verderblichen Fluthen wälzen kann, sicherte man seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch große Steine mit dazwischen gelegtem Tang; jeder Hausmann, der Pferd und Wagen hatte, war verpflichtet, alljährlich ein Fuder Steine dazu zu liefern. Clement nennt diesen Theil „den besten Seedeich, den es in den friesischen Landen giebt".

Die auf der Karte sichtbare Verschiedenheit in der Höhe des Bodens wird von dem Gaste, der von Wyk aus zu Fuß oder Wagen die Insel besucht, sehr deutlich in der Wirklichkeit wahrgenommen. Bei einem Spaziergang auf dem Deich, der besonders an ruhigen Sommerabenden einen hohen Genuß gewährt, sieht man, wie sich aus den Marschwiesen der Geestboden erhebt und dem Flecken eine gesicherte Lage giebt; bei einer Wanderung nach den nahen Dörfern dagegen sieht man vom Wege rechts das tiefere Marschland sich allmählig hinabsenken. Diese Scheidelinie zwischen den beiden durch die Natur getrennten Theilen der Insel, längs welcher der Weg fortläuft, verleiht der Landschaft einen eigenthümlichen Character. Denn auf dieser sind fast in ihrer ganzen Ausdehnung, wie auch die Karte ausweist, die Dörfer der Insel gebaut. Sie berühren sich entweder unmittelbar, oder lassen doch nur kurze Zwischenräume zwischen sich und bilden so, eine kleine Viertelstunde von Wyk beginnend, indem sie langgedehnt jener Naturgrenze folgen, anmuthige Landschaftsbilder. Schmales Ackerland trennt von der Landstraße die sich schlängelnde Linie der Dörfer; an jedes Haus stößt ein mit einer Steinmauer eingehegter Garten, der meist aus Rasen besteht, auf welchem ohne Ordnung Obstbäume wachsen; Alles aber, Häuser und Gärten, ist halb verdeckt durch Ulmen und Ypern, mit deren Anpflanzung man im vorigen Jahrhundert begonnen hat. Unmittelbar hinter den Gärten dehnt sich bis an den Haffdeich das fette Marschland aus.

In dieser Weise gestaltet sich, vom Wege aus gesehen, die Landschaft besonders durch die Wyk zunächst gelegenen Dörfer Boldixum und Wrixum. Ein anderer interessanter Weg, der aber bei Regenwetter nicht recht gangbar ist, zieht sich unterhalb der Dörfer hin, der krummen Linie folgend, welche die nach der Marsch gekehrten schattigen Gärten bilden.

Der Spaziergänger gelangt in einer kleinen Stunde über die genannten beiden Dörfer nach einem der größten und schönsten, nach Devenum. Wer auf dem höher gelegenen Wege dieses Dorf erreicht hat, versäume nicht, in die vielen engen Seitenstraßen hinabzublicken, von denen einige, nach unten zu mit Grün geschlossen, dem Landschaftsmaler Sujets zu kleinen Genrebildern geben. Von hier ab sind die Dörfer weniger characteristisch; auch der Baumwuchs wird dünner, bis das größte Dorf der Insel und eins der schönsten im Herzogthum Schleswig, Nieblum, erreicht ist. Dasselbe ist durch reiche Anpflanzungen vor den kalten Winden so sehr geschützt, daß daselbst bei gehöriger Pflege Weintrauben reifen, und in einem warmen Sommer sogar ächte Kastanien gepflückt sind. Nieblum ist ein Hauptziel der Sommergäste zu Wagen und zu Fuß; doch werden von den meisten auch die weiter nach Westen gelegnen Dörfer in Augenschein genommen.

Die eben beschriebene Lage der Dörfer auf der Scheidegrenze der Marsch und Geest ist bei ihrer Gründung durch den Vortheil vorgeschrieben, da also die Bewirthschaftung beider Arten von Ländereien bequem zu beschaffen ist; oder auch ist sie durch die Noth erst später geboten. So sind die Häuser der alten großen Kirchengemeinde Hanum, die zum Theil außerhalb, zum Theil innerhalb der jetzigen Insel, und dort in der Marsch auf Werften lagen, vor dem andringenden Wasser nach und nach auf das Geestland gerettet, ein großartiger Umzug, durch welchen allmählig das jetzige Dorf Devenum entstanden ist, das man früher Havhanum nannte, d. i. aufbewahrtes oder in Sicherheit gebrachtes Hanum. Es ist somit das jüngste der Inseldörfer; seine Bewohner haben noch die alten Marschländereien ihrer nördlicher wohnenden Vorfahren inne; aber um die Wege dahin anzulegen, haben

sie von ihren Dorfnachbaren Land kaufen müssen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts sind die letzten Marschbewohner mit ihren Häusern fortgezogen, und seitdem ist die Marsch gänzlich unbewohnt; nur die Spuren und Namen der alten Werften sind geblieben, sodaß, wenn die föhrer Deiche überlaufen oder brechen, was noch am Ende des vorigen Jahrhunderts geschah, kein Menschenleben gefährdet ist. Alsdann eilt das Meer den aufwärts Geflüchteten nach, aber nur bis an die Schwelle ihrer gesicherten Wohnungen.

Freilich eignen sich die Häuser in ihrer jetzigen Bauart nicht dazu, von einer Stelle auf die andere versetzt zu werden, wenn sich auch der Baustil auf den Dörfern von alten Zeiten her erhalten hat. Noch immer sieht man die nicht sehr hohe, aber gewölbte Hausthür etwas seitwärts angebracht, und über sie erhebt sich ein schmaler Giebelbau; an der einen Seite des Hauses liegen die Wohnzimmer, an der andern, durch eine von vorn nach hinten gehende Diele davon getrennt, befinden sich die für die Landwirthschaft bestimmten Lokalitäten. Nach demselben Maß waren in alter Zeit sämmtliche Häuser gebaut, und da sie, einer möglichen Ueberschwemmung ausgesetzt, aus Fachwerk aufgeführt waren, so konnten sie wohl transportirt werden. Seitdem am Ende des vorigen Jahrhunderts, als das Communeland an die Einzelnen, je nach dem größern oder geringern Anrecht derselben, vertheilt ward, der Ackerbau einen bedeutenden Aufschwung nahm, reichte das alte, durch die Sitte vererbte Maß nicht mehr aus; die Wohnungen wurden erweitert und solider aufgeführt. So haben nun die Dörfer ein stattliches Aussehen; die Häuser sind sauber außen und innen; die Küche prunkt mit blank gescheuertem Kupfer- und Messinggeräth; die Wände der Zimmer sind mit kleinen glasurten Kacheln ausgelegt, auf welchen die Commandeure und Capitäne wohl

die Schiffe haben abbilden lassen, die sie einstmals führten. Nirgends zeugen große Prachtgebäude von dem Reichthum ihrer Bewohner, denn hier ist der Besitz nicht unverhältnißmäßig zusammengehäuft; alle Dörfer machen den Eindruck eines bescheidenen, aber gleichmäßigen Wohlstandes.

Zwölf von den Dörfern der Insel haben eigene Schulen, von denen die meisten an den über dem Dache befindlichen Glocken kenntlich sind. Kirchthürme sieht man, mit Ausnahme Nieblums, nicht über die Dörfer hervorragen; die beiden Kirchen, welche Föhr außer der in Nieblum hat, liegen, von schlecht gepflegten Kirchhöfen umgeben, in der Nähe der Dörfer, die zu ihnen gehören. Selbst Wyk hat keine Kirche, sondern nur das Recht, eine solche zu bauen. Eine gute Viertelstunde vom Flecken erhebt sich das alte, dem heiligen Nikolaus geweihte Gebäude, der auch in entfernten Gegenden der Schutzpatron der Seefahrer ist. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts soll seine Kirche von Geld, das Mönche in England dazu erbettelten, gebaut sein. Mitten zwischen den auf dem westlichen Theil der Insel gelegenen Dörfern steht die Kirche des heiligen Laurentius; er selbst schmückt mit dem Roste, auf welchem er nach der Sage gebraten wurde, das Siegel Föhrs neben Nikolaus und dem Täufer Johannes. Dem letztern ist die Kirche in Nieblum geweiht, die größte nicht nur der Insel, sondern, wie man sagt, unter allen Landkirchen des Herzogthums Schleswig. In ihrem Innern fällt sogleich eine hoch und seitwärts vom Altare aufgestellte, kolossale Statue des Täufers in die Augen, aus Holz gearbeitet und übermalt. Unter seinen Füßen krümmt sich eine kleine menschliche Gestalt, vielleicht eine Personification des Pharisäerthums. Eine reiche Gruppe mit schreienden Farben und mit Gold bemalter Figuren ziert nicht, sondern füllt den Altar in seiner ganzen Breite. Gott Vater, an der Welt-

kugel kenntlich, reicht der knieenden Maria eine goldene Krone; auf der einen Seite etwas tiefer steht abermals der Täufer, dürftig gekleidet, während auf der andern der Papst Sylvester II. in vollem Ornate prangt. Die dreifache goldene Krone, die er ehemals trug, fehlt ihm jedoch; ein protestantischer Friese hat sie ihm im vorigen Jahrhundert vom Haupte genommen mit den Worten: „de Paabs mag keene Krone in unsre Kark ophebben." An jede dieser beiden, der Gottheit zunächst gestellten Figuren reihen sich sechs Apostel, und in der Mitte unterhalb sitzt in einer Nische ein kleines nacktes Leidensbild des Erlösers, das schwerlich die Frömmigkeit selber ohne ästhetischen Schauder betrachten kann. Weit mehr Kunstwerth als diese Zierde des Altars hat die aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stammende Schnitzarbeit der Kanzel, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend. Und da hier somit die Sehenswürdigkeiten dieser Kirche aufgezählt sind, so darf ein seitwärts vom Altare befindlicher, zu einem Becken ausgehöhlter großer Granitstein nicht unerwähnt bleiben. Die rohen, auf demselben ausgehauenen Figuren, welche der heiligen Geschichte des Christenthums nicht angehören, deuten darauf hin, daß dieser zu einem Taufbecken bestimmte Stein ehemals dem Kultus der heidnischen Gottheiten diente.

Dürfte man aus den Figuren des Altars mit Grund einen Schluß auf das Alter der Kirche machen, so wäre dieselbe spätestens am Anfang des elften Jahrhunderts erbaut, als der mächtige Sylvester Rom zum Mittelpunkt geistlicher wie weltlicher Herrschaft erhob. Es ist jedoch mehrfach die Behauptung ausgesprochen, daß nur ein Theil des Kirchenfundamentes in ein so hohes Alter reicht, und daß der jetzige Altar aus einem ältern Gebäude gerettet ist, wobei immer noch denkbar bliebe, daß es die Nachgebornen des mächtigen Papstes

waren, die ihn zum Zeichen ihrer Verehrung dem Gott Vater zunächst gestellt haben. Auch diese Kirche soll, wie die des heiligen Laurentius, durch englische Hülfe gegründet sein.

Merkwürdig übereinstimmend ist der Stil fast aller nordfriesischen Kirchen; sie bilden ein längliches Viereck mit oft auffallend kleinen Fenstern und einem spitzen Dach; die äußere Einförmigkeit wird hier und da durch einen vorspringenden Ueberbau des Eingangs unterbrochen; ein plumper stumpfer Thurm schließt sich an das von Westen nach Osten gebaute Oblongum an. Mit dieser totalen Schmucklosigkeit harmonirt die Lage mancher dieser friesischen Heiligthümer. Die Kirchen des Nikolaus und Laurentius auf Föhr stehen in etwas erhöhter Gegend gänzlich einsam und kahl, von verwildertem Rasen umgeben, aus welchem die prunklosen, weiß angestrichenen Leichensteine hervorragen. Diese sind bis hart an den Rand mit Inschrift förmlich überfüllt; ihre einzige Zier ist hier und da ein eingehauenes Schiff; im Uebrigen geben sie die Biographien der unter ihnen Begrabenen, den Tag der Geburt, der Hochzeit und des Todes, dazu die Namen der Kinder, Alles prosaisch genau und kahl wie Kirche und Kirchhof selber.*) Hier wird es Keinem heimlich, kein Hauch des Schönen versöhnt mit diesen Wohnstätten der Vergänglichkeit.

*) Z. B. Hier ruhet in Gott seel
Rickmer Flor Weyland
18jähriger Schiffer aus Wryrum, welcher 1707 d. 7 Novbr in Oltsum gebohren.
Er hat sich 1733 d. 5 Novbr. in den Ehestand begeben mit Theer Hinrichs aus Wrixum derer Grab
Mahl auf der andern Seite zu finden mit welcher er
10¼ Jahr gelebet. Nach derer tödlicher Hintritt 1744
trat er 1745 d. 25 Novbr zur 2ten Ehe mit Kerren Tückes

Die Kirche in Nieblum jedoch spricht diesen Charakter nicht so entschieden aus; sie ist in Form eines Kreuzes gebaut, und schon ihre Lage inmitten des stattlichen Dorfes giebt ihr ein mehr freundliches Ansehen. In katholischer Zeit war sie Parochialkirche, der Bedeutung entsprechend, welche Nieblum

Gleichfalls aus Wrixum mit welcher er 12 Jahr w: 6 Wochen gelebet auch mit ihr 2 Söhne u 4 Töchter gezeuget Nach deren Ableben schritte er nach 1½Jährigen Witwen Stande 1759 d. 23 May zur letzten Ehe mit Ehlen Knudten aus Boldixum und lebte mit ihr 19¼ Jahr er hat verschiedene Jahre die Stelle eines Mitgliedes des Oster-Land Fohrder Rath vertreten u hat 1778 d. 4 August Seines Alters 68¾ Jahr diese Welt verlassen. Wie auch dessen 2te Ehefrau Kerrin Flor so gebohren 1726 d. 4 August und 1757 d. 16 Octbr diese Welt wiederum verlassen. Ihr Alter hatte sie gebracht auf 31 Jahr 10 Wochen Gleichfalls dessen hinterlaßne Witwe Ehlen Flor die 1708 d. 11 Novbr in Boldixum gebohren in ersterer Ehe getreten mit Knudt J: Sönnen 1733 d: 18 Novbr welcher gestorben 1755 d. 24 Martz nach dem Tode ihres oben erwähnten 2ten Ehegatten ist sie ins te Jahr Witwe gewesen und starb 1 d: alt Jahr.

Merkwürdigerweise ist das Jahr und der Tag des Todes der dritten Frau, die wahrscheinlich diese Inschrift hat einhauen lassen, nach ihrem Tode hier nicht nachgetragen. Vielleicht ist sie anderswo gestorben und begraben. Es kommt auf den Kirchhöfen der Insel häufiger vor, daß, wer das Denkmal für seine Verstorbenen setzen läßt, zugleich seinen eigenen Namen mit darauf schreibt. Die letzte der drei Frauen ist übrigens in Betreff ihres Todestages sehr vorsichtig gewesen; denn sie hat nur das Jahrtausend, nicht aber das Jahrhundert ihres Todes einhauen lassen, obgleich sie zu Anfang eines Jahrhunderts geboren war. Zugleich hat sie auf diesem Leichensteine indirect das Gelübde gethan, keine dritte Ehe einzugehen, wie ihr verstorbner Ehemann.

als Hauptort der Insel ehemals hatte. Denn hier auf dem Kirchhofe wurde unter freiem Himmel in feierlicher Versammlung das Recht gesprochen.

Außer diesen Kirchen hat Föhr nur wenig Monumente einer hohen Vergangenheit. Viele der aus heidnischer Zeit stammenden Grabhügel sind durch den Pflug allmählig dem Boden gleich gemacht; dennoch ist immer noch eine ziemliche Zahl derselben in der Nähe der westlichen Dörfer vorhanden. Selten fand man bei Nachforschungen Schwerter und Streitärte, meist nur verkohlte Gebeine in schwarzen Töpfen. Jedoch ein Ueberbleibsel aus der Vergangenheit wird selten von unsern Gästen unbesucht gelassen; es ist die in der Nähe des Dorfes Borgsum gelegene Burg, wobei man nur nicht an eine alte Ruine mit halb verfallenen Fensterbögen und Wartthürmen zu denken hat; denn auch nicht ein Steinbrocken ist hier übrig geblieben, wenn jemals ein Steingebäude in dieser niedrigen Marschgegend stand Was durch den Namen an Raubritter und Zwingherren erinnert, ist nichts als ein runder mit Rasen überwachsener Erdwall, der etwa vierzig Fuß über den Erdboden hervorragt und fast dreizehnhundert Fuß im Umkreis hält. Außen um denselben zieht sich ein wenig bemerkbarer niedriger Graben, und die ganze innere Fläche liegt ziemlich höher als das Wiesenland rund umher. Dieser letztere Umstand besonders macht die behauptete ursprüngliche Bestimmung des alten sonderbaren Werkes zur Vertheidigung gegen einen Angriff zweifelhaft; besser scheint dasselbe zu Volksversammlungen geeignet, wie sie in alter Zeit zu Gesetzgebung und Recht gehalten wurden, durch welche Annahme alsdann auch ähnliche Erderhöhungen auf Amrum und Sylt ihre Erklärung fänden. Und da hier nichts ist, worauf die Zeit ihren Stempel drücken kann, da die sich alljährlich verjüngende Rasendecke gestattet, dem Werke ein höheres Alter zuzuschreiben,

als ein aus Steinen aufgeführter, dem Verwittern preisgegebener Bau haben kann, so steht auch der Annahme nichts im Wege, daß wir den Altar irgend eines heidnischen Gottes vor uns haben. Freilich verlangt zugleich die im Volke einzige und allgemeine Bezeichnung des Baues, die nicht grundlos entstanden sein wird, und besonders auch der Name des nahen Dorfes Borgsum, eine Erklärung.

Ein geschichtliches Ereigniß, dessen Erinnerung an der räthselhaften Stelle haftet, kommt hier zur Hülfe. Dankwerth erzählt von einem im Herzogthum Schleswig reich begüterten Geschlechte der Lembecke, das im vierzehnten Jahrhundert an einem gewissen Claus einen berühmten und mächtigen Stammhalter gehabt hat. „Dieser", heißt es bei Dankwerth, „Graf „Gerhard's Oberhauptmann in Nordjütlandt ist Anfangs König Woldemar IV. und dem Reiche Dennemarck hart zuwider „gewesen, endlich aber auff des Königs Seite getreten, und ist „Reichsmarschalck in Dennemarck geworden; als aber unter dem „König und ihm Mißhelligkeit entstanden, hat der König, der „ein gähzorniger Herr gewesen, ihn wollen in ein siedend heiß „Wasser lassen werffen; er ist aber gewarnet worden, daß ihm „ein solches Bad übergehänget war, und ist noch genaulich „davon gekommen." Auf seiner Flucht vor dem König nun soll dieser Claus Lembeck die sogenannte Burg auf Föhr entweder aufgeworfen, oder doch den vorgefundenen Erdbau zu seiner Vertheidigung besetzt und benutzt haben. Aber als ausreichend erwies sich die Verschanzung nicht; denn als im Jahre 1374 Waldemar mit einem Heere ins Land gezogen kam, die Einwohner brandschatzte und zum Theil gefangen hinwegführte, entfloh Claus Lembeck vor seinem feindlichen Oberherrn während der Nacht, und zwar zu Schiff auf einem Wasser, das damals noch die sogenannte Burg mit dem Meere verband.

Dies nicht blos sagenhafte Ereigniß kann möglicherweise die Erinnerung an einen ursprünglich andern Zweck des Baues verdrängt und demselben den Namen gegeben haben, der anscheinend mit seiner Construction nicht harmonirt; zumal da später von tyrannischen Vögten diese und andere Erdverschanzungen zur bequemern Unterdrückung ihrer Untergebenen benutzt sind. Solches geschah besonders durch einen Dienstmann des Geschlechtes der Lembecke, den Christian Frellusson, dessen Grausamkeiten die Föhringer zu offnem Widerstand reizten und zur Belagerung der Burg, sodaß der Vogt sich demüthigen und sich im Jahre 1388 zu einem Vergleich bequemen mußte. Später jedoch, als um den Besitz des Herzogthums Schleswig zwischen den holsteinischen Grafen und den dänischen Königen Krieg geführt ward, war es hauptsächlich derselbe Frellusson auf seiner Burg, der außer Amrum auch die westliche Hälfte von Föhr bei der dänischen Krone erhielt, während die andere Hälfte der Insel, das Osterland, dem Herzoge zugefallen war. Die Einwohner jener westlichen Harde „verloren", wie Clement erzählt, „durch diesen „teufelischen Vogt ihren altfriesischen Rath und ihr friesisches „Recht, und jütisches Recht ward bei ihnen herrschend". Dies geschah bald nach 1424, in welchem Jahre die kriegführenden Parteien den deutschen Kaiser Sigismund zum Schiedsrichter erwählt hatten, der dem Könige das alleinige Recht auf das Herzogthum Schleswig und die friesischen Harden zusprach.

Jedoch viel früher schon war das Verhältniß der friesischen Landschaften zu den dänischen Königen, den schleswigschen Herzögen und den holsteinischen Grafen schwankend gewesen. Der mächtige Graf Gerhard von Rendsburg, welcher der Sache nach eine Zeitlang im ganzen dänischen Reiche König war, hatte sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Herzogthum Schleswig belehnen lassen. Aber

König Waldemar IV., der Wiederhersteller des dänischen Reiches, löste nach Gerhards Tode, noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts, von den holsteinischen Grafen die friesischen Harden ein; und als dessen Tochter Margarethe, welche Heimreich die Semiramis Danica nennt, die Nachkommen des großen Gerhard mit dem Herzogthum Schleswig belehnte, wurde unter Anderm die westliche Hälfte der Insel Föhr der Krone Dänemark vorbehalten. Dieser Theil der Insel aber hatte ehemals dem erwähnten Geschlecht der Lembecke zugehört und war von demselben an die Königin Margarethe verhandelt worden. Margarethe nun verpfändete Westerlandföhr an den Bischof von Ripen für vierzigtausend Thaler, und das Pfand blieb uneingelöst. Endlich, als der Krieg um Schleswig im Jahre 1435 beendigt und das Herzogthum dem Herzog Adolf zugesprochen ward, behielt der damalige König für sich das westliche Föhr.

Diese Ereignisse bilden die historische Grundlage der Grenzlinie, welche auf der beigegebenen Karte die Insel ungefähr von Norden nach Süden durchschneidet, während die physische Theilung, die in Marsch und Geest, von Osten nach Westen streicht. Jene politische Grenze geht mitten durch das Dorf Nieblum, sodaß die Bewohner der breiten Straße auf der einen Seite dänischem, auf der andern schleswigschem Rechte unterthan sind. Jedoch herrscht auf der ganzen Insel die deutsche Sprache im Gerichte, der Kirche und Schule, obgleich der westliche Theil auch in Kirchensachen zu Ripen, und damit, weil dieses ein jütisches Enclave im Herzogthum Schleswig ist, zu Jütland gehört. Wenn auch die Verschiedenheit des Rechtes und der Verwaltung den Bewohnern der Insel das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit nicht geschwächt, das Band der gleichen Sitten und Anschauungen nicht zerrissen hat, so ist sie doch zum mindesten eine Unbequem-

lichkeit auf einem so kleinen, vom Meere umgebenen Gebiete. Die dänische Regierung beschloß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um die Verwaltung und Gerichtspflege zu vereinfachen, Westerlandföhr mit Amrum unter die deutsche Kanzlei des Herzogthums Schleswig zu verlegen. Aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Denn die Bewohner von Amrum und Westerlandföhr, eine größere Steuerlast fürchtend, wandten sich durch ihre Repräsentanten an den König mit der Bitte, „pro futuro und zu ewigen Zeiten unter der dänischen Jurisdiction zu verbleiben und fernerhin „nach den sanften und weltgepriesenen dänischen Gesetzen und „Verordnungen gerichtet zu werden". Eine Einführung neuer, unbekannter Gesetze müsse Confusion erzeugen; auch bliebe alsdann „ihr allergnädigster König nicht mehr ihr Erbkönig, sondern ihr Herzog".

Trotz dieses engern Verhältnisses der einen Inselhälfte zum eigentlichen Königreich Dänemark ist dennoch auf eben derselben von den alten friesischen Sitten und Eigenthümlichkeiten mehr übrig geblieben als auf der andern, die dem Verkehr mit der großen Welt mehr ausgesetzt ist; weshalb auch Clement von Westerlandföhr anerkennt, daß man dort noch ziemlich nach alter Väter Art und Weise lebt, und daß ein tüchtiger friesischer Kern im Volke geblieben ist. Weit merkbarer, als die durch Kauf und Tractate von Norden nach Süden gezogene Grenzlinie und die dadurch begründete Verschiedenheit in Justiz und Verwaltung, sind die Unterschiede zweier friesischer Harden, die sich, obgleich auf den Raum von anderthalb Quadratmeilen beschränkt, in mehr als zwei Jahrhunderten nicht haben verwischen können. Mit einem andern Dialekt, anderer Tracht und zum Theil andern Sitten sind die Bewohner des alten Nordstrands und der Halligen herübergekommen, haben sich besonders in Wyk, aber auch

hier und da auf den Dörfern angesiedelt, und noch heute unterscheidet sich die föhringer Tracht und Sprache von der sogenannten friesischen. Wessen Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten auf Föhr gewohnt haben, der betrachtet sich als einen Föhringer im Unterschiede von den vor Jahrhunderten über das schmale Wasser geflüchteten Nachbarn, welche Friesen heißen. Aber das ist natürlich; denn Sprache wie Sitten und Gewohnheiten des Lebens machen den innern Menschen aus, während der politische Mechanismus im Vergleich damit etwas Aeußerliches bleibt, so sehr ihm auch jetzt überall dieselbe übertriebene Wichtigkeit gegeben wird, wie einst dem Kultus und dessen Gestaltung.

Die soeben erwähnten Trachten sind die der Mädchen und Frauen auf Föhr; die Tracht der Männer hat nichts Eigenthümliches. Das Auffallendste in der auf dem Lande herrschenden Tracht ist ein dunkles, so um den Kopf geschlungenes Tuch, daß vom Gesichte fast nur die Augen sichtbar bleiben. Malerischer wissen die von jenseit des Wassers Gekommenen das dunkle, mit einer feinen Blumenborde verzierte Tuch gleich einem Turban um den Kopf zu schlingen. Nach oben zu lassen die Mädchen die Haarflechten sichtbar, während diese bei den Frauen durch ein Stück rothen Zeuges verdeckt sind. Ein ähnliches Tuch wird so um den Hals geschlungen, daß es, oben weit abstehend, diesen sichtbar läßt. Ein knapp anschließendes, dunkelfarbiges Mieder trägt man auf beiden Hälften der Insel wie auf den Halligen, und schmückt dasselbe an der Brust und den Aermeln mit großen silbernen Knöpfen aus feiner Filigranarbeit; zu der friesischen Sonntagstracht gehören als Schnüre verwandte, quer über die Brust gehende goldene oder silberne Ketten von derselben Filigranarbeit, an denen alte, blank geputzte Münzen und Schaustücke hängen. Der lange faltige Rock ist von dunkelblauem Tuch, unten



herum mit einem hellseidenen Bande garnirt; eine breite und lange Schürze von Seide oder feiner weißer Leinewand wird hinten durch eine goldene oder silberne Spange zusammengehalten. Die schlanken Gestalten der föhrer Frauen und Mädchen werden durch die Tracht vortheilhaft gehoben; mehr noch überraschen die durchgehends feinen Formen des Gesichtes, der schöne Teint und das lebhaft intelligente Auge.

Diese namhaft gemachten Eigenschaften zeichnen auf Föhr und den Halligen das weibliche Geschlecht vor den übrigen Friesinnen aus. Was aber sonst den Bewohnern Föhr's eigenthümlich ist, bleibt hier deshalb unerwähnt, weil dem Character, der Kultur und dem Erwerbe der nordfriesischen Inselbewohner ein eigener eingehender Abschnitt gewidmet ist. Hier muß als für Föhr bedeutsam nur noch die Einwanderung nichtfriesischer Arbeiter, besonders aus Jütland, erwähnt werden, in Folge deren außer den beiden nationalen Dialekten, dem föhringer und dem sogenannten friesischen der Halligbewohner, die sich ziemlich unvermischt erhalten haben, und außer dem verdorbenen Niedersächsisch und dem gut gesprochenen Hochdeutsch, auch noch ein ziemlich mangelhaftes Dänisch Eingang und Verbreitung fand, eine Sprachenmenge, wie man vielleicht sonst nirgends auf einem so kleinen Raume zusammenfindet.

Jene andere Einwanderung geschah gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals nämlich wurde wider Willen der an dem alten Herkommen haltenden Inselbewohner, durch die von der Regierung angeordnete Landesvertheilung, ein mehr rationeller und gewinnbringender Landbau möglich gemacht, indem es Jedem gestattet ward, den ihm zugefallenen Theil an Marsch und Geestland nach Gutdünken zu bewirthschaften. Bis dahin hatten die Ansässigen statt des Eigenthums nur ein Recht auf einen größern oder geringern Theil

der Dorfländereien gehabt, und nach einer alten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Ordnung war durch die Vorsteher des Dorfes bestimmt worden, an welchem Tage das Vieh und wie viel desselben auf die Weide getrieben, wann das Mähen beginnen, wann das Heu geborgen, wann die Gerste gesäet, welches Land jährlich und auf welche Weise benutzt, in was für Zwischenräumen es bedüngt, welches dagegen immer unbearbeitet liegen und endlich welches nur eine gewisse Zeit bebaut werden sollte, um dann wieder brach zu liegen. Bei einer solchen Bewirthschaftung brachte die Insel nur den sechsten Theil des für sie nöthigen Bedarfes an Korn hervor; die Landwirthschaft war eine Nebensache, meist von den Frauen besorgt, während die Männer auf der See waren. Da nun jene Abtheilung des Landes und die frei gegebene Bearbeitung des Bodens mehr Hände erforderte, als vorhanden waren, kamen jene Fremden ins Land, ließen sich daselbst nieder, heiratheten die Wittwen, die vordem keine zweite Ehe eingingen, und übten auf die alte Sitte und Lebensart einigen, und zwar nicht immer vortheilhaften, Einfluß aus. So bedeutend aber hob sich der Landbau, daß die Insel noch in demselben Jahrhundert Roggen, Gerste und Schlachtvieh ausführen konnte. Dennoch ist das Hauptgewerbe die Schifffahrt geblieben, über deren Art und Umfang in dem erwähnten Abschnitt das Nähere gesagt werden soll. Dieselbe giebt Volk und Land den bestimmten Character; sie ist der eigentlich nationale und nach den herrschenden Begriffen der ehrenvollere Erwerb. Der strebenden Jugend ist das Meer bestimmt; die von ihren Irrfahrten ausruhenden Schiffer pflegen wohl mit dem Landbau ihre Tage zu beschließen.

Noch eines Erwerbszweiges der Insel muß hier Erwähnung geschehen, nicht so sehr weil er von Bedeutung für den Wohlstand, als weil er für sämmtliche Fremden von Interesse

ist. Auf der Karte von Föhr sind nahe dem nördlichen Theil des Deiches zwei Vogelkojen verzeichnet, und eine dritte findet sich in der Nähe der Burg. In jeder dieser aus Holland stammenden Vorrichtungen zum Vogelfang müssen jährlich über zwanzigtausend wohlschmeckender Zugvögel ihr Leben lassen, um danach, in Tonnen verpackt, ihre Reise in verschiedene Weltgegenden fortzusetzen. Man unterscheidet unter den hierselbst gefangenen fünf Arten, die sämmtlich zur Familie der Enten gehören. Ein Graben und Wall umzieht eine Anpflanzung niedriger Bäume und Gesträuche, in deren Mitte sich ein Teich mit süßem Wasser befindet, gleichfalls mit einem Walle eingefaßt. Von diesem Teiche laufen sternartig nach allen Himmelsgegenden etwas gekrümmte Kanäle aus, die von ihrer Oeffnung am Teiche bis zu ihrem Ende hin schmäler und schmäler werden. Längs der einen Seite sind aus Holz und Schilf verfertigte Coulissen so aufgestellt, daß der dahinter Tretende je nach seiner Absicht von den Thieren auf Teich und Gräben gesehen werden, oder vor ihnen verborgen bleiben kann. Alle Kanäle aber sind mit Netzen überspannt.

Die Zeit der Jagd beginnt gegen Ende des August und dauert bis sich über den Teich eine Eisdecke legt; aber das ganze Jahr hindurch pflegt der Vogelfänger, der sogenannte Kojenmann, gezähmte Enten, die ihm folgen, wenn er Futter streut, und die alle, diesen Thieren instinktartig innewohnende Furcht vor der menschlichen Gestalt vergessen haben. Andere ebenso gezähmte sind jedoch entlassen und mit den wilden im Herbste fortgezogen. Sie kennen im nächsten Jahre den Ort wieder, wo sie für gutes Futter ihre Menschenfurcht geopfert haben; auch finden sie die daheim gebliebenen auf dem Teiche schwimmend. So zieht eine kleine Anzahl zahmer immer eine große Menge wilder an den gefährlichen Ort. Wenn

sich ein Schwarm auf den Teich herabgelassen hat, begiebt sich der Kojenmann an das Ende eines Kanals, in den vom Teiche her der gerade herrschende Wind hereinweht, sodaß die wilden Enten ihn weder sehen noch wittern können, und überdies trägt er noch ein rauchendes Kohlenbecken. Die gezähmten Thiere schwimmen zum ausgestreuten Futter, wie sie es gewohnt sind, und locken arglos ihre Blutsverwandten mit sich fort. Den also in den Kanal gelangten tritt plötzlich nach der Seite des Teiches aus einer der Coulissen der Feind in menschlicher Gestalt entgegen; am Auffliegen hindert sie das oben ausgespannte Netz; sie könnten ruhig und den unbewaffneten Feind verachtend in den Teich zurückschwimmen, wie die gezähmten thun; aber von Angst ergriffen eilen sie in wilder Flucht tiefer in den sich verengenden Raum, bis sie an dessen Ende gefangen genommen und schnell getödtet werden.

Die auf diese Art eingerichteten Kojen sind während der Zeit des Fanges dem Besuche nicht geöffnet, weil bei einem solchen die Jagd unmöglich wäre. Aber auch vor dieser Zeit giebt die Besichtigung ein deutliches Bild des sinnreichen Verfahrens. — Was die Insel selbst dem Fremden Interessantes bietet, ist hiermit aufgezählt; der Besuch der Halligen ist schon auf der Herreise vorgeschlagen; eine Ausflucht nach den übrigen Inseln soll der folgende Abschnitt anempfehlen.

III.

Eine Ausflucht nach den Inseln Amrum und Sylt.

Die Dünen Amrums. Die Mitte Sylts. Die nördliche Halbinsel List. Die südliche Halbinsel Hörnum. Bildung und Wanderung der Dünen.

Den Besuch der Inseln Amrum und Sylt wird der Badegast, dem es, außer um Erholung und Gesundheit, um eine Kenntniß der eigenthümlichen nordfriesischen Inselgruppe zu thun ist, um so weniger versäumen, als das Dampfschiff dorthin mitunter von Wyk aus Lustfahrten unternimmt. Eine solche nach Amrum kann sehr wohl an einem Nachmittage abgemacht werden, sofern dem Fremden nur daran liegt, was hier freilich die Hauptsache bleibt, einen Eindruck von den Dünen zu erhalten, an welchen die Insel ebenso reich ist, als sie arm ist an Korn, das auf dem magern Boden schlecht gedeiht. Wer sich dieselbe näher ansehen, ihre drei kleinen Dörfer, in denen zusammen an sechshundert Menschen wohnen, besuchen will, der kann die Reise von Föhr aus auch sicher zu Wagen machen, und zwar am bequemsten an einem Tage, wo der niedrigste Wasserstand auf

den Morgen und Abend fällt. Denn die Wasserstraße zwischen Föhr im Westen und Amrum läuft mit dem Ebbestrom theilweise leer, sodaß beide Inseln zu Zeiten nur eine ausmachen, und bis zur wiederkehrenden Fluth hinreichend Zeit ist, über den trocken gelegten Meeresgrund zu fahren. Der kleine Flächenraum der Insel Amrum, der nur ungefähr den dritten Theil einer Quadratmeile beträgt, läßt sich von einem der Hügel, der sogenannten Satteldüne, übersehen. Weit nach Westen hinaus erstrecken sich gefährliche Sandbänke, für verschlagene Schiffe eine unheilvolle Gegend, weßhalb Strandungen hier nicht zu den Seltenheiten gehören. Es war vor einigen Jahren die Absicht der Regierung, auf Amrum einen Leuchtthurm zu erbauen; dies unterblieb jedoch in der sehr richtigen Erwägung, daß, da die gefährlichen Untiefen meilenweit ins Meer reichen, in dunklen Nächten das Warnungszeichen zu spät würde gesehen werden und dann nicht mehr dazu dienen könne, die verschlagenen Schiffe durch die schwer zu findenden engen Fahrstraßen hindurchzuleiten, sondern nur sie irre zu führen und zu ihrem gewissen Untergange zu leuchten. Auf einer Sandbank im Meere ist eine hohe hölzerne Bake errichtet, ein Thurm, in dessen oberm Stockwerk die Schiffbrüchigen Brot und Wasser und ein dürftiges Lager finden.

In einer kleinen Stunde erreicht das Dampfschiff von Wyk aus das südwestliche Ende der amrumer Dünenkette, die, bei heiterm Wetter vom wyker Badeplatz aus gesehen, einem zackigen Gebirgszuge gleicht, den man unwillkürlich in eine größere Ferne rückt und ihm größere Verhältnisse beilegt, als diese Hügelreihen in Wirklichkeit haben. Bei der Annäherung schwindet auch sobald der Schein der Höhe; hält man sich jedoch eine Zeitlang innerhalb dieser Hügel auf, so geht es Einem wie bei jenen Panoramen, die, ohne Glas

gesehen, an dem Zuschauer vorüber gezogen werden. Durch langes Hinsehen verliert man das Bewußtsein vom Unterschied der Größenverhältnisse zwischen der Copie und dem Original, und man sieht bei sonst guter Zeichnung Alles bald ebenso groß, als man es in Wirklichkeit zu sehen gewohnt ist. Da nun die Umrisse dieser Dünenketten die eines Gebirgszuges mit Längen- und Querthälern sind, glaubt man sich bald in die Mitte eines solchen versetzt. Auf dem weißen Sande hebt sich der Dünenhalm mit seinen gelben Blüthen malerisch ab; aber das ist auch Alles, was an Leben die Oede unterbricht. Hätte die asketische Mystik im Norden wie im Süden Wurzel fassen können, so hätten dem weltentsagenden Einsiedler die amrumer und sylter Dünen eine ebenso passende Localität geboten, als die ägyptischen und syrischen Wüsten. Denn hier sind keine Objecte, die den zu tödtenden Willen reizen könnten, hier erinnert keine schöne Form des Lebens an die verlassene Welt, kein verlockender Ton aus Bäumen und Büschen dringt hier ans Ohr, wo Nichts gehört wird, als das Geschrei einer Möve oder die Brandung jenseits der Hügel. Auf der Ostseite bildet das Binnenmeer eine ruhige Bucht, nach Westen brechen sich auf den Sandbänken die Wellen in weißem Schaum, und das grenzenlose Meer weckt jenes Gefühl der Erhabenheit, das den Willen beschwichtigt, weil hier die ruhelose Welt des Herzens zu einem Punkte zusammensinkt. So bildet die totalste Einsamkeit und Weltverlassenheit den Character dieses Miniaturgebirges, welchen dasselbe auch dann bewahrt, wenn sich die Schiffsgesellschaft im Dünenhafer des saubern Sandbodens um die mitgebrachten Vorräthe lagert; ja die heitere Scene hebt in seltsamem Contrast die Unwirthbarkeit der Gegend nur noch mehr hervor.

Im Ganzen denselben, aber doch einen großartigern Ein-

druck gewähren die Dünenbildungen der Insel Sylt, deren Besuch freilich mehr Zeit erfordert, da er nicht wohl an einem einzigen Tage abzumachen ist. Während die Ausdehnung Amrums nur etwas mehr als eine Meile beträgt, zieht sich Sylt fast fünf Meilen von Süden nach Norden hinauf. Die 2700 Einwohner, die jährlich an vierzigtausend Pfund Kaffee consumiren, wohnen in funfzehn Dörfern, welche zusammen acht Schulen und drei Kirchen haben. Ackerbau, Viehzucht, besonders aber Schifffahrt macht diese Insulaner wohlhabend; von den in Osten gelegenen Austerbänken fangen sie durchschnittlich jedes Jahr eine Million der beliebten Leckerbissen, während die zu Amrum gehörigen Ansiedelungen etwa die Hälfte dieses Ertrags liefern. Dankwerth berichtet seiner Zeit von diesen Insulanern: „Sie gebrauchen sich noch ihrer alt„friesischen Sprache, haben auch noch ihren besondern alten „Habit oder Tracht an Kleidung; insonderheit tragen die Wei„ber kurze Röcke, so nicht viel über die Knie herunter reichen, „wie vormahls die spartanischen Weiber auch getragen haben, „denen sie an Muth und Hertze sich auch vergleichen. Die „Einwohner seynd etwas ungeschliffen, weil sie von andern „Leuten abgesondert leben und wenig zu Lande, viel aber zu „Wasser handtieren, und werden von einem Landvogt regie„ret." Die Sylterinnen standen damals noch so sehr im Rufe der Originalität, daß bei einem Aufenthalt des dänischen Königs Christian V. in der Nähe Tonderns einige in das Hoflager desselben entboten wurden, um sich mit ihrem Anzug, Tänzen und nationalen Sitten dort zu präsentiren. Inzwischen hat sich Tracht und Alles so weit geändert, daß der Fremde nicht erwarten darf, in den Syltern, ihren Frauen und Mädchen ganz außergewöhnliche Menschenexemplare zu finden; auch braucht sich derselbe durch die „Ungeschliffenheit", welche Dankwerth ihnen nachrühmt, von einem Besuch der

Insel nicht zurückhalten zu lassen; er findet dort vielmehr dieselbe Zuvorkommenheit und Gastfreundlichkeit wie bei den übrigen Friesen. Ja, der Reisende Kohl stellt ihnen das Zeugniß aus, daß sie die alten friesischen Tugenden noch am reinsten bewahrt haben.

Es ist Aussicht vorhanden, daß auch diese noch so wenig bekannte Insel recht bald eine größere Zahl von Fremden an sich ziehen wird, denn in einem ihrer Dörfer, in dem in der Mitte gelegenen Westerland, werden eben jetzt Anstalten zur Aufnahme von Badegästen gemacht. Der ganze westliche, meilenlange Strand ist ein vortrefflicher Badeplatz, besonders für stärkere Constitutionen. Leider liegt keine der Ortschaften in der Nähe des westlichen Meeres; und da sich in den immer beweglichen Dünen keine Gebäude aufführen lassen, müssen die Gäste hinter denselben in ziemlicher Entfernung vom Wasser wohnen.

Einzig in ihrer Art ist die Form unserer Insel; sie bildet drei langgestreckte Glieder ohne einen Körper; die Mitte dehnt sich gegen das Festland hin etwa anderthalb Meilen weit von Nordwesten nach Südosten aus, wo sie in ein hohes Ufer, das sogenannte Morsumkliff endet. Diese Mitte ist der hauptsächlichste Theil; hier liegen fast alle Dörfer zusammen; das ansehnlichste und freundlichste, das auch einigen Baumwuchs hat, Keitum, liegt hart an der östlichen wasserarmen Meeresbucht; hier wird auf erhöhtem Geestland Ackerbau getrieben, während niedrig gelegene unbedeichte Marschwiesen dem Viehe Futter geben. Nach Nordwesten, also gegen das offene Meer, erhebt sich dieser mittlere Theil der Insel zu einer Höhe von gut hundert Fuß, dem sogenannten rothen Kliff, das auf einen vormaligen Zusammenhang mit Helgoland hindeutet, wenn auch die rothe Steinmasse hier, wenigstens auf der Oberfläche, gänzlich verwittert ist. Im

höchsten Grade eigenthümlich ist die Aussicht von diesem hochgelegenen Vorgebirge; senkrecht unten nach beiden Seiten der langgedehnte Strand, der sich durch einen weißen Schaumgürtel vom Meere trennt; gegen Norden eine baumlose Dünenlandschaft, so weit das Auge reicht, und gegen Westen das unbegrenzte Meer; ein paar kleine Dörfer und ein Leuchtthurm unterbrechen die erhabene Oede. Der letztere ist vor kurzem statt des auf Amrum beabsichtigten hier errichtet; ein stattliches, solides Gebäude mit einem vortrefflichen Beleuchtungsapparat, erregt er die Bewunderung aller Besuchenden und macht überdies die Bemerkung Clements hinfällig, daß bisher die sieben Strandvögte statt der sieben Leuchtfeuer gedient haben.

Schiffern, die vor Stürmen auf der Ostseite der Insel Schutz suchen, dienen als Wegweiser zwei kleinere Leuchtthürme, aus Eisenplatten zusammengefügt und tief in den Dünensand geschroben, deren Leuchten, in derselben Weise wie die des großen, Systeme zusammengesetzter Prismen bilden. Sie beherrschen die nördliche Küste der Halbinsel List, das ist das obere jener erwähnten drei Glieder. Hier standen in frühern Zeiten mehrere Dörfer, auf den Aeckern baute man Korn, das Vieh graste auf den Weiden. Aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ging Alles durch Wasser verloren, Häuser und Menschen, bis auf eine einzige Familie; und die übrig gebliebenen Aecker und Wiesen wurden bald darauf fast gänzlich in Sand begraben. So war diese Halbinsel öde, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige dänische Bewohner der benachbarten Insel Fanö herüberkamen und sich hier ansiedelten. In dem auf diese Weise gebildeten kleinen Dorfe, das mit der Halbinsel denselben Namen trägt, wohnen jetzt ungefähr funfzig Menschen, denen das Land List zu eigen gehört. Besteht ihr Territorium auch meist nur aus unfrucht-

barem Dünenlande, so hat es doch Aecker und Wiesen genug, auch eine romantisch gelegene Vogelkoje, die Colonisten daselbst reichlich zu ernähren. Das grüne Wiesenland umfaßt in einem schmalen Streifen eine große ruhige Meeresbucht, die im Osten der Halbinsel tief ins Land einschneidet; unmittelbar hinter dem grünen Gürtel erheben sich in den verschiedensten Formen die weißen Dünenhügel; diese selbst erstrecken sich mit ihren dazwischen liegenden Thälern bis ans Meer im Westen. Der also eingefaßte Meerbusen gab vormals als berühmter „Königshafen" der Halbinsel List eine besondere Bedeutung. Denn er war geräumig, sicher und tief genug, die größten Schiffe aufzunehmen, die durch die Seestraße im Norden der Insel, die Listerdyb, in ihn gelangten. Noch im siebzehnten Jahrhundert wurden in diesem Hafen Handelsschiffe von zwölf Nationen zur selben Zeit gesehen; ja eine dänische Kriegsflotte von mehr als dreihundert Segeln ankerte dort. Etwas früher, nämlich im Jahre 1644, erfocht König Christian IV. einen glänzenden Sieg über eine daselbst versammelte schwedisch-holländische Flotte. Aber der Sand, der den Aeckern und Wiesen Lists verderblich ward, begrub auch den Ruhm des stolzen Königshafens, so daß größere Schiffe jetzt außerhalb desselben vor Anker gehen müssen.

Gleich nach der eben erwähnten Schlacht ereignete sich auf den lister Dünen ein seltsames Kriegs-Intermezzo, bei welchem die Sylterinnen den ihnen von Dankwerth gespendeten Ruhm entweder begründeten, oder doch verdienten. Nach dem Siege hatte sich König Christian nördlich von der Insel in das tiefere Fahrwasser zurückgezogen, um hier die schwedischen und holländischen Schiffe, die nach seiner Annahme zu entwischen versuchen würden, gänzlich zu vernichten. Die Schweden jedoch hatten Anderes im Sinn; sie wollten alle Dörfer der Insel verbrennen, durch den erfolgreichen Widerstand der Be-

wohner derselben dazu aufgereizt. Eine Abtheilung Soldaten landet bei dem Dorfe List, macht sich Feuer an und bereitet ein Mittagsessen. Schon lagern sie in den Dünen um die dampfenden Speisen, als mit einem Male rings auf den weißen Höhen ein bewaffnetes Heer sichtbar wird, wie aus dem Sande hervorgewachsen, und in einer Armatur, wie die Schweden dergleichen nie gesehen hatten. Spornstreichs eilen diese von ihren Schüsseln hinweg in die Schiffe, ohne auch nur den Versuch einer Gegenwehr zu machen. Sie hielten die plötzlich hervortauchenden Gewappneten für eine übernatürliche Erscheinung, mit der nie gerathen ist, sich in einen Kampf einzulassen; und auch die spätern Chronisten erzählen, daß „bei hellem sonnenscheinenden Licht" ein Gespenst anmarschirt kam gleich einem Kriegsheer von Tausenden. Aber wie immer das Hereinragen der Geisterwelt ins Diesseits von dem kalten kritisirenden Rationalismus gemustert wird, so ging auch hier neben dem Glauben eine natürliche Erklärung des Wunders her. Der Sonntagsstaat der sylter Frauen bestand damals aus kurzen rothen Röcken, Strümpfen von derselben Farbe und schwarzen knappen Mänteln mit weißer Verbrämung, dazu aus allerlei metallenem Zierrath und einer hohen dunklen Kopfbedeckung, oben mit einem Kranze umwunden, was alles im Sonnenschein blinkert. Also angethan zogen sie mit ihren Männern und einigen dänischen Soldaten auf die Höhe und verjagten durch ihre bloße Erscheinung die schwedischen Seesoldaten.

Nicht in gleicher Weise ruhmvoll für die Vergangenheit der Friesen ist die nach Süden sich ausdehnende Halbinsel *Hörnum*, eine ganz öde Dünenkette, einst der Aufenthalt gefürchteter Seeräuber, ein Schauplatz vielhundertjährigen Strandraubes und Mordes, wo die Geister der Erschlagenen in dunklen, stürmischen Nächten umgehen. Wenn die west-



lichen Stürme die Schiffe auf diese gefährliche Küste warfen, so lockte von Sylt, Amrum und Föhr die Habgier eine Menge Gesindels und sonst anständiger Leute herbei, die über die ans Ufer gespülten Schätze herfielen. Die Eigenthümer aber, die armen Schiffbrüchigen, die ihr Leben vor der Wuth des Meeres gerettet hatten, hofften hier bei Menschen vergeblich auf Erbarmen. Denn den Strandräubern waren sie unwillkommene Zeugen; obdachlos und ohne Erquickung irrten sie zwischen den Dünen umher, und wurden nicht selten, damit man ihrer Ansprüche ledig würde, erschlagen und in den Sand verscharrt. Um solchem schmachvollen Unfug zu steuern, bestellte die Regierung freilich frühe schon besondere Strandvögte, deren Pflicht es war, sich der Schiffbrüchigen anzunehmen; aber durch die dazu erlassene Ordnung wurden anfänglich die willkürlichen Räubereien der Einzelnen nur in ein System gebracht. So wurde z. B. im funfzehnten Jahrhundert bestimmt, daß von dem gestrandetem Gute zwei Drittheile dem Herzog gehören sollten, daß aber der glückliche Finder sich mit den Vögten in das letzte Drittheil zu theilen habe. Nunmehr stritten und schlugen sich die gesetzmäßigen Parteien um den Raub, und die Schiffbrüchigen, für die Niemand sorgte, hatten den Trost, in Form Rechtens um das Ihre gekommen zu sein. Allmählig wurden freilich die Verordnungen menschlicher; die Strandvögte und Berger erhielten wiederholt gemessenen Befehl, sich der verschlagenen Seefahrer anzunehmen, und wurden zuweilen auch zur Rechenschaft gezogen; im Ganzen aber blieb das alte Unwesen, da bekanntlich gegen Leidenschaften, besonders gegen die Habgier, Gesetze wenig vermögen. Erst als das Gesetzwidrige auch als das Unmenschliche und Unmoralische erkannt und gefühlt ward, und wackere Männer ihre Pflicht zur Gewissenssache machten, wurde den Schiffbrüchigen das Ufer minder schrecklich

als die Sandbänke. Ein Haus wurde in den Dünen zu ihrer Aufnahme und Verpflegung eingerichtet; und besonders zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kämpften unter dem Schutz der Gesetze tüchtige Beamte erfolgreich gegen die friesische Rohheit. Sowie aber die rechten Männer wieder fehlten, diente das sogenannte Rettungshaus Strandräubern zur Herberge. Jetzt scheint die Wiederkehr der Barbarei zu den Unmöglichkeiten zu gehören; die Regierung verzichtet auf ihren frühern Antheil, und wird nur das Leben geborgen, so sind nur noch die Assecuranzen zu beklagen.

Zum Character der öden und wilden Halbinsel Hörnum, die wie ein gieriger Arm meilenweit ins Meer langt, paßt übrigens die Erinnerung an eine solche Vergangenheit; denn in dieser Gegend haben Meer und Land einen Bund geschlossen gegen das Glück und die Sicherheit der Menschen. Das Meer verschlang das weiter nach Westen hinaus gelegene Land mit seinen Dörfern und Aeckern, aber seine ewige Unruhe gestattete demselben nicht, die Beute zu behalten. Indem der Ostwind auf der Oberfläche des Wassers eine Strömung landabwärts erzeugt, wird dieser unten am Meeresgrunde durch eine Gegenströmung das Gleichgewicht gehalten, welche letztere dem Lande den geraubten Sand wieder zuführt. Hier wachsen mit weitreichenden Wurzeln verschiedene Arten des Dünenhalms; ein Wind aus Westen treibt den Sand höher, der sich um solche Halme lagert, die einzigen Gegenstände, wo er haften kann. Er überschüttet sie; sie aber drängen sich durch ihn nach allen Seiten und auf die Oberfläche, dem Lichte zustrebend nach Art aller Pflanzen. So entsteht ein kleiner lockerer, aber durch die langen Wurzelfasern gebundener Hügel, an welchen durch vorherrschende Westwinde die Sandkörner hinaufgerollt werden, bis einige, auf den Gipfel getrieben, an der andern Seite wieder hinunter=



rollen, die größern und schwerern am tiefsten, während die feinern und leichtern oben liegen bleiben. Auf diese Weise wächst die Düne zu einer Höhe von hundert Fuß und darüber, und begrünt auf der ruhigen Seite nach Osten. Aber der Sturm reißt im Westen Schluchten in das durch ihn gebaute Werk, die Meeresströmung wühlt am Fuße der Hügel, sie erhalten hier eine abschüssige Form oder stürzen ein. Inzwischen hat sich auf der Ostseite trockenes Material zu einem zweiten und dritten Hügel angesammelt, und wenn nicht der Dünenhalm der Wanderung des Sandes Einhalt thut, indem er ihn bindet, rückt der Auswurf des Meeres tief und tiefer nach Osten ins Land hinein. Im Kleinen kann man die erste Entstehung der Dünen sehr gut bei einem Schneegestöber beobachten, wenn bei schneidendem Ostwind die Flocken leicht und klein gebildet sind; man findet da oft auf weiten Ebenen statt einer gleichförmigen Schneefläche Hügel an Hügel. Denn da der Boden dem in einer Richtung fortgetriebenen Schnee kleine Unebenheiten bietet, so lagert dieser sich an dieselben, wie der Sand um die Dünenhalme.

Langsam, aber ebenso sicher als das Meer selbst, verwüstet sein unfruchtbares Geschenk die menschlichen Wohnstätten. Auf einer der mehrfach erwähnten Meyerschen Karten sind im Norden Hörnums zwei Dörfer, Niebelum und Kantum, verzeichnet. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts rückte die wandernde Düne so unaufhaltsam gegen das erstere jener beiden, daß die Einwohner genöthigt waren, ihre Häuser zu verlassen und sich an andern Stellen der Insel anzubauen. Länger, ja bis auf den heutigen Tag, widerstand das Dorf Rantum dem langsam vorrückenden Feinde. Aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte die Kirche nicht mehr an ihrem Orte gehalten werden, denn der feine Sand dringt wie der Schnee, wenn ihn der Sturm vor

sich herpeitscht, durch die feinsten Spalten. Die Rantumer brachen ihre Kirche ab und bauten sie weiter nach Osten wieder auf. Aber nach kaum funfzig Jahren waren die Dünen so weit nachgerückt, daß auch viele Häuser nicht mehr gehalten werden konnten; und da sich inzwischen die Zahl der Einwohner bedeutend verringert hatte, mußte zu Anfang dieses Jahrhunderts die abermals bedrohte Kirche zum Abbruch verkauft werden. Noch findet man einige ihrer Fundamente im Sande stecken. Nach wenigen Jahren wird der letzte Ueberrest des Dorfes, in welchem keine neuen Häuser mehr aufgeführt werden, von den Menschen verlassen sein. Dann liegt alles Zurückgebliebene Jahrhunderte lang unter den Hügeln begraben; eine Zeit kommt aber, wo diese Wohnsitze der Menschen, über welche hin sich die wandernde Düne lagert, wieder sichtbar werden. Was hier von einer fernen Zukunft gesagt wird, das ist bereits geschehen. So ist auf Amrum ein alter Opferstein von den Hügeln verlassen, und hier und da kommen Grabhügel der heidnischen Friesen ans Tageslicht, jetzt am Strande des Meeres, während die Menschen, welche auf jenem opferten und in diese ihre Todtenurnen versenkten, zwischen sich und dem Meere die Düne hatten. Dieselbe ist wie eine Nebelwolke über die Monumente hingezogen, denen die Sonne jetzt hinter denselben Hügeln aufgeht, hinter welchen sie einstmals unterging.

Auf diese Weise hat Sylt nicht bloß durch die Fluthen des Wassers, sondern auch durch die des Sandes Dörfer und Ackerland verloren, das Dorf Westerland die Hälfte seiner Ländereien in vierhundert Jahren. Doch aber ist der Schaden, den die wandernden Dünen anrichten, so groß nicht als der Vortheil, den sie, zusammen mit den Dünen Amrums, dem bewohnten Theil der Inseln, dem gegenüberliegenden Festland, Föhr und einem Theil der Halligen gewähren. Sie bilden



in einer Ausdehnung von sechs Meilen gegen den Andrang der Fluth einen fast ununterbrochenen Wall, und eben der geschlossene Zusammenhang der sylter Dünenhügel bei ihrer zum Theil nur geringen Breite macht sie zum erfolgreichen Widerstand fähig. Ihre schwächste Partie ist jedoch die Mitte, da wo Sylt die Ausdehnung von Westen nach Osten hat, vom Dorfe Rantum an bis nach dem rothen Kliff. Könnte aber das Meer sich in der Mitte einen Durchgang bahnen und die beiden Halbinseln Hörnum und List isoliren, so wäre die Existenz des ganzen, für die Deiche des Festlandes so wichtigen Bollwerkes bedroht. Mehr noch als die Sturmfluthen, welche nur selten eintreten, ist der täglich wiederkehrende Ebbe- und Fluthstrom dem Fortbestand der westlichen Dünen gefährlich. Denn dieser läuft dem Fuß derselben parallel, die Sandhügel unterminirend, bis sie einstürzen. Um das zu verhindern, müßten senkrecht auf die Basis der Dünen lange und sichere Lahnungen angelegt werden, das sind Dämme von Holz, Steinen und Tang, wie man sie an bedrohten Stellen der Deiche erbaut. Dieselben würden den täglichen Strom verhindern, an dem Fuße der Dünen zu wühlen; aber ihre Aufführung würde enorme Summen erfordern, welche die Insel unmöglich aufbringen kann und wozu die Festlandsbewohner, da die Gefahr noch so ferne liegt, schwerlich beitragen würden. Somit bleibt Nichts übrig, als ein Rückzug so langsam als möglich. Man sorgt für die Bepflanzung der Dünen, daß sie länger Widerstand leisten; man führt im mittleren Theile Sylts hinter einem gefährdeten Hügel einen Erdwall auf, und macht sich den Wind dienstbar, indem man ihn zwingt, an der Stelle, wo eine Düne nöthig wird, auch eine solche zu erbauen. Wenn dann die vordere zusammenstürzt, findet die eindringende Fluth schon eine neue fertig.

Dies sind die letzten noch vorhandenen Trümmer eines in alter Zeit weit ausgedehnten, zusammenhängenden Landes. So weit orientirt, wird dem Leser eine allgemeine Reconstruction desselben leichter werden und vielleicht auch einiges Interesse gewähren.

IV.

Reconstruction der alten friesischen Uthlande.

(Vergl. die Karte der friesischen Uthlande.)

Die Watten, die noch übrigen Fundamente des frühern Landes. Die kleinen Seerinnen und die großen Wasserstraßen des westlichen alten Nordfrieslands. Entstehung der Namen Nordfriesland und Uthlande. Die alte Grenze gegen das Meer. Die Eintheilung in Harden. Historisches und mythisches Land.

Der größte Theil der noch übrigen Ländertrümmer Nordfrieslands ist in je vier und zwanzig Stunden nur zwei Mal dem Auge sichtbar, nämlich eine kurze Zeit vor und nach dem niedrigsten Wasserstande. Wo der Reisende auf der Fahrt von Husum nach Wyk eine weite Wasserfläche sah, aus der die Inseln und Halligen nur so eben hervortauchen, da dehnen sich einige Stunden später meilenweit feuchte graue Landstrecken aus. Das sind die Watten. Das Meer hat sich in die tiefern Rinnen zurückgezogen, von denen die größern zur Ebbezeit schiffbar sind. Auch wenn die Fluth Alles überdeckt, ist der Steuermann genöthigt, in diesen Seestraßen sein Fahrzeug zu halten; er erkennt dieselben bald an der Richtung, die ein paar Thürme, Mühlen oder die Werften der Halli-

gen zu einander einnehmen, bald an den durch Anker festgelegten Seetonnen, oder den langen Baumreisern, die, tief in den Sand gesteckt, über die Fluth hervorragen und biegsam von den Wellen hin und her geschaukelt werden. Steht das Wasser recht hoch über den Watten und hat das Schiff keinen großen Tiefgang, so werden wohl die gewöhnlichen Fahrstraßen verlassen und Richtwege eingeschlagen; nur muß der Schiffer genau berechnen können, ob er bei der grade herrschenden Richtung des Windes über die seichten Gegenden hinüberkommen kann, ehe unter dem Kiel seines Fahrzeuges das Wasser sich verläuft. Dies Labyrinth schwer zu erkennender Seestraßen mit Sicherheit zu durchkreuzen, erfordert somit eine genaue Kenntniß ihrer Windungen, ihrer Tiefen, wie der Wassermenge, die sie sowohl je nach der Fluthzeit, als nach dem östlich oder westlich wehenden Winde enthalten. Auch ist solche Fahrt eine gute Uebung der Geduld. Denn während die sechs Meilen von Wyk nach Husum mit einem Segelschiff oft in vier bis sechs Stunden zurückgelegt werden, sind dazu nicht selten drei Tage und Nächte erforderlich, in welcher Zeit das Fahrzeug sechs Mal trocken gelegt und eben so oft wieder vom Wasser emporgehoben und weiter getragen wird. Bei schönem warmen Wetter und wenn die Zeit nicht grade drängt, ist es für den Reisenden interessant, diese Verwandlung des Wassers in Land und umgekehrt mit anzusehen. Es war eine schwache Hoffnung, noch zur rechten Zeit aus einer seichten Fahrstraße in eine tiefere zu gelangen; aber wie das Wasser abfließt, besänftigt sich auch der Wind, der Kiel des Schiffes berührt dann und wann einmal den Grund, die Berührung wird anhaltend, und während der Unkundige glaubt, es gehe noch immer vorwärts, liegt das Schiff schon stille; es war der vorüberziehende Ebbestrom, der sich vorn am Kiele theilt, was diese Täuschung hervorrief. Allmählig

legt sich das Schiff ein wenig auf die Seite; hier und da wird der Grund des Meeres sichtbar; die grauen Stellen erweitern sich nach allen Seiten, und bald ist alles Wasser rund umher verschwunden; nur die feinen Rillen im Sande zeigen noch das Spiel, das auf ihm die seichten Wellen getrieben haben. Mit ihnen sind die Fische weggezogen, nur hier und da zappelt einer saumselig auf dem feuchten Sand; ihres belebenden Elementes beraubt liegen die Muscheln geschlossen; die zahllosen Seeeicheln, die sich auf diesen und den Steinen angebaut haben, halten ihre zarten Füße eingezogen; die Seesterne und Seeigel liegen bewegungslos; wie gallertartige Klumpen hängen die halb durchsichtigen Seerosen schlaff und formlos an den Steinen herab; auf den Sand hin lagern sich die grünen und röthlich gelben Algen und zeigen, vom Wasser nicht emporgehoben und ausgebreitet, ihre zierlich schönen Formen nicht mehr. Auf solchen Watten schmachtet Alles, die Muschel wie der Schiffer, nach der Wiederkehr der Fluth; nur die Wasservögel lassen sich in Schwärmen nieder, den günstigen Moment benutzend, um sich ihr Futter zu suchen, das bis dahin die Wellen bewahrt hatten; ihnen hat die Ebbe einen reichen Tisch aufgedeckt. Aber die Fluth steigt die Wasserstraßen hinan und fließt von da nach allen Seiten über; in der Ferne gewahrt man schon einen schimmernden Streifen mit leichtem Schaum eingefaßt; derselbe nähert sich dem Schiff in merkwürdigen Windungen; die im Sande zurückgebliebenen Rillen füllen sich, und nun ist in kurzer Zeit die abermalige Metamorphose vollendet. Das Schiff legt sich grade, es hebt sich, und es wird Zeit, die Anker aufzuwinden und die Segel einzusetzen.

Auf Nordfriesland kommen etwas mehr als vierzig Quadratmeilen solches zweifelhaften Gebietes. Dasselbe erstreckt sich bei einer Breite von drei bis sechs Meilen etwa vierzehn

Meilen von der Eider bis zur tiefen Fahrstraße, die sich um die Nordspitze der Insel Sylt biegt. Mit Strecken fetten, weichen Grundes, in den der Fuß des Wattenwanderers einsinkt, wechselt fester Sand, über den man leicht hinweggeht; Alles aber ruht, eine tiefe Schicht, auf untergegangenen, halb vermoderten Wäldern, die ihre liegenden Stämme nach Südosten kehren. Ab und zu ragen aus dem Sand und Schlick Menschenwerke hervor, Fundamente alter Göttertempel und christlicher Kirchen, Leichensteine und Ueberreste weggespülter Dörfer, die jedoch nur selten und von Wenigen gesehen sind, weil der Ostwind anhaltend vom Lande her das Wasser wegtreiben muß, um sie bloßzulegen. Dies ganze Gebiet aber ist die Unterlage vormals bevölkerter Landschaften, ein nun dem Spiel der Wellen anheimgegebenes, kahles und wandelbares Gebiet, das sich an den Deichen des Festlandes vergrößert und allmählig erhebt, bis es, die gewöhnliche Fluth überragend, sich zuerst mit Salzpflanzen, alsdann, wie vor den Deichen Dithmarschens, mit fruchtbaren Wiesen überzieht, wohinauf zur Sommerszeit das Vieh getrieben wird.

So geringe auch und für das Auge kaum bemerkbar der Niveau-Unterschied dieses Wattenreiches ist, so theilt sich dasselbe doch in verschiedene Partien; Wasserrinnen sondern und umgrenzen, wie ein Blick auf eine Seekarte zeigt, die einzelnen Theile; auf den größern derselben liegen die noch bewohnten und bebauten grünen Ueberreste des alten Nordfrieslandes. Einige haben, wie Föhr, nur einen schmalen Wattengürtel, sind also immer von den Wellen umspült; von andern, besonders einigen Halligen, entfernt sich weithin das Meer zur Ebbezeit; alsdann sind sie Oasen in der Wüste, Inseln aber zur Zeit der Fluth. Das größte Wattengebiet ist das, dessen höchste Gegend das umdeichte Pellworm bildet, das mit seinen acht Quadratmeilen auch vier kleine Halligen umschließt.

Etwa sechs Jahrhunderte früher hätte der Reisende den Weg, den er nun zu Schiff zurückgelegt hat, zu Fuß oder Wagen machen können. Freilich nicht zum Seebade auf Föhr, in welcher Gegend er damals, wie in diesem ganzen Theil des alten Nordfrieslands, nur schmale salzige Seearme würde angetroffen haben. Nach der Sage trat man auf einem Pferdekopf über diese natürlichen Grenzen der alten Communen; oder es lag eine Fähre bereit, mittelst welcher man über das „straßenbreite" Wasser setzte. Das ganze westliche Nordfriesland, von zahllosen schmalen oder breitern Seearmen durchzogen, bot somit das Bild eines unregelmäßigen Gewebes mit großen Maschen dar; man kann es auch jenen Idealbildern vergleichen, die in populären Lehrbüchern der Physiologie das Verästeln und In-einander-übergehen der Arterien und Venen versinnlichen. Nur glichen diese Kanäle, die das Meer von außen in's Land hineinbohrte und beständig erweiterte, insofern nicht jenem Adersystem, als sie die Gegend umher nicht ernährten, sondern vielmehr verzehrten. Bei der Ebbezeit liefen dieselben zum Theil leer, sodaß man z. B. von Sylt nicht nur, wie schon erwähnt ist, nach der Gegend des jetzigen Amrum und Föhr gehen konnte, sondern sogar nach dem gegenüberliegenden Festland, nach Tondern, fuhr man zu Wagen an einem Tage hin und zurück.

In dies von Wasserrinnen vielfach zerrissene, aber trotz derselben zusammenhängende Land traten größere Seestraßen von Westen nach Osten herein, dieselben, die noch jetzt die Schifffahrt zwischen die Watten hindurch ermöglichen, nur daß sie damals zum Theil eine andere Richtung hatten. Um das südliche Ende Nordfrieslands floß die Eider, außer welcher nördlich von ihr die Hewer und ganz im Norden die Listerdyp die hauptsächlichsten schiffbaren, natürlichen Kanäle waren. Diese und ihre kleinen Nebenzweige trennten zugleich diesen Theil

Nordfrieslands von den friesischen Harden oder Districten der Festlandsgeest, sodaß im Lauf der Zeit, wie diese Trennung immer vollständiger ward, für jene ersteren der Name der **Uthlande**, d. h. der nach außen, außerhalb der festen Küste gelegnen Lande, früh schon im Gebrauche war. Die physische Ablösung der Uthlande von dem Nordfriesland des Festlandes hatte auch eine politische Ablösung zur Folge. Während in diesem frühe schon dänisches und schleswigsches Recht und Sitte herrschend wurde, erhielt sich auf dem mehr isolirten Meeresgebiet das einheimische Recht, die alte republikanische Verfassung. Diese Uthlande heißen auch Spadenlande, weil sie, wie Heimreich sagt, „mit dem Spaden beteichet werden; und Waterlande, weil selbige aus dem Wasser sein geholet“.

Mit diesem Theil Nordfrieslands haben wir es hier zu thun; es ist nur der Theil eines Theils. Denn das ganze Friesland erstreckte sich in alter Zeit, als Ostende noch eine friesische Stadt genannt ward, von der Schelde bis zur Listertiefe, auf welcher Strecke noch ein Kranz von kleinen Inseln mit weit hinausreichenden Sandbänken von dem einstigen Dasein dieses zusammenhängenden Vorlandes Zeugniß giebt, welches das nordwestliche Deutschland damals besser, als jetzt die Trümmer es vermögen, vor dem Andrang des Meeres schützte. Die Zerstückelung dieses ausgedehnten Landstrichs durch das Meer hatte eine Zerreißung der Nation zur Folge, da durch Eroberer von der Landseite her die Naturereignisse rechtzeitig benutzt wurden. Einige Districte verloren den Namen Friesland; derselbe erhielt sich jedoch in andern Theilen, in West- und Ostfriesland, in Unterschied von welchen Ländern man, jedoch erst in späterer Zeit, die friesischen Gegenden nördlich von der Elbe **Nordfriesland** nannte. Der berühmte dänische Geschichtschreiber und Geistliche Saxo, der wegen seiner classischen

Gelehrsamkeit den Beinamen Grammaticus erhielt, nennt in seinem lateinischen Geschichtswerk aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Frisia Minor, Kleinfriesland, was jetzt Nordfriesland genannt wird, zum Unterschiede von dem größeren, zwischen Holland und Bremen gelegenen. Da aber der römische Historiker Tacitus mit demselben Namen Nordholland bezeichnet, zog Dankwerth es vor, um Verwirrung zu vermeiden, die nördlich von der Elbe gelegenen friesischen Gegenden Nordfriesland zu nennen.

Der Mündung der Elbe gegenüber ragt der Keuperfels Helgoland aus der Nordsee hervor, und ungefähr zehn Meilen nördlich erhebt sich mitten unter den Dünen Sylts das rothe Kliff aus demselben, nun verwitterten Gestein. Es liegt die Vermuthung nahe, daß diese beiden einsamen Wartthürme zwei übrig gebliebene Säulen eines langen Walles sind, der das alte Friesland vor dem Meere schützte. Clement erzählt, daß westlich von Sylt der Grund des Meeres steinig ist, und daß man dort Felsblöcke von Häusergröße trifft, sodaß Fischer, die da ihre Netze auswerfen, über ein Dorf hinzusegeln glauben. Ueber zwei Meilen reichen von Amrum ins Meer hinaus die gefährlichen Sandbänke; sie sollen, nicht wie die Watten zwischen den Inseln auf vermodernden Wäldern, sondern auf Felsenriffen ruhen. Ebenso schließen sich an Helgoland nach Norden zu Felsenriffe an, sodaß die Länge von dem Punkte, wo sie aufhören, bis wo sie unter den Dünen Amrums wieder beginnen, kaum vier Meilen beträgt. Wenn nun auch die jetzt zertrümmerten Länder in der Vorzeit ein solches Bollwerk hatten, so irrt doch Clement darin vielleicht, wenn er annimmt, daß schon zur Zeit dieses natürlichen Dammes hinter demselben nach Osten zu fette friesische Marschen lagen. Das war nach Heimreich nicht der ursprüngliche Zustand; unser Chronist meint vielmehr, daß, mit Ausnahme

einiger hoher Strecken, diese Gegenden „weiland eine wüste See" gewesen sind, da man allenthalben tief in der Erde Muschelschalen und Schneckenhäuser finde. „Nun aber", fährt der alte Prediger fort, ist unglaublich und wider die Natur, „daß solche Muscheln in dürrem Erdreich ohne Wasser wach-„sen mögen, weil anfänglich in derselben Schalen lebendige „Fischlein sein vorhanden, die aus der salzen See auffgeholet, „gekochet und gegessen werden." Heimreich stimmt besser als Clement mit der Ansicht eines Deichinspectors dieser Gegend, dergemäß zuerst die westliche Ufergrenze zerrissen werden mußte, bevor die friesischen Marschen sich bilden konnten. Aus der zertrümmerten Ufergrenze bauten Meer und Wind Dünenreihen, die aber an schwachen Stellen wieder durchbrochen wurden, sodaß der Meeresstrom eindrang und sie, vereint mit dem Binnengewässer, vom dahinterliegenden Lande isolirte. Da aber der Fluthstrom fette Erdtheile hinter die Dünen schwemmte, die der Ebbestrom aus den Vertiefungen nicht wieder mit fortführen konnte, so wuchs dort die Marsch allmählig aus dem Meer hervor und begrünte sich. Wäre das gewonnene Land da, wo die Dünen weggerissen waren, rechtzeitig durch Deiche geschützt, so würde da Korn wachsen, wo jetzt die Austern und Muscheln ihre Schalen bauen.

Lange vor der Zeit des Saxo Grammaticus müssen diese Naturereignisse stattgefunden haben, der westliche Außenrand muß bereits lange zertrümmert und in Dünen verwandelt, die Dünenkette muß zerrissen sein, und dahinter muß sich das Marschland abgelagert haben. Denn jener erzählt, daß das Land reich ist an Korn und Vieh, daß aber die Deiche dasselbe vor Ueberschwemmungen nicht zu schützen vermögen, daß man daher zur Sommerzeit mit dem Pflug darüber fährt, zur Winterzeit mit Schiffen, weßhalb es zweifelhaft sei, ob man diese Gegend als Meer oder als Land zu betrachten habe.

Wenn nun der alte Gelehrte der Meinung ist, daß die Ueberschwemmungen das Land fruchtbar machen, so zeigt die Erfahrung das gerade Gegentheil, da auf den Aeckern, über die im Winter das salze Wasser ging, das Korn abstirbt, bevor es im nächsten Sommer reift. Da aber die Fruchtbarkeit historisch sicher ist, so ist der Antheil, den Saxo zu seiner Zeit dem Meere an diesen Gegenden zuschreibt, zu hoch angeschlagen, und nicht mehr amphibienartig war ihre Beschaffenheit.

Die Bewohner Nordfrieslands, die, wahrscheinlich von Südwesten allmählig vorrückend, diese Meeresgegend in Besitz nahmen, überkamen von Dänemark her die Eintheilung derselben in Herden oder Harden, wobei zum Theil, jedoch nicht immer, die von der Natur gebildeten Seerinnen zur Grundlage dienten. Drei dieser Harden lagen auf der hohen Geest des Festlandes, die übrigen vierzehn waren auf die niedrige Marsch der Uthlande vertheilt. Die bedeutendern Seeströme schlossen dann wieder mehrere Harden, deren jede ihre eigene Verwaltung, ihr eigenes Gericht, Fahne und Siegel hatte, zu größern Districten zusammen. Solch ein größeres Ganze bildeten die sogenannten Siebenharden, die aber eigentlich deren neun umfaßten; zu ihnen gehörten auch Sylt, Amrum, Föhr und der bedeutendste Theil der Uthlande, die Fünfharden, die zusammen den alten Strand oder Nordstrand ausmachten. Diese fünf sind jedoch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in drei verwandelt, „damit, wie Dankwerth sagt, „es desto weniger Rathleute und Rechtens gebe, und die Landleute an ihrer Nahrung desto minder versäumen möchten".

Die Halligen mit ihren Werften, die von der Promenade in Wyk gesehen werden, bildeten als zusammenhängende Communen den nördlichen Theil des alten Nordstrandes, wie es vor 1634 war. Bis hier herauf reichte also diese frucht-

bare Mitte des alten Nordfrieslands, von dem jetzigen Festland nur durch schmale, hier und da zur Ebbezeit trockene Furthen, von Föhr durch ein schmales Wasser geschieden. Etwa achttausend Menschen wohnten vor der großen Fluth in einundzwanzig Kirchspielen des alten Nordstrandes. Rund umher mit Deichen umgeben, war dieser „über die Maßen fruchtbar an Korn und Vieh". Es war nichts Seltenes, daß eine Tonne Roggensaat achtzehn bis vierundzwanzig Tonnen lieferte, ja die Gerste soll funfzigfältige Frucht getragen haben. Daher lagen im Herbste die Seestraßen Nordstrands voll von Schiffen, die gekommen waren, den Ueberfluß hinwegzuführen. Das Vieh, das auf den Weiden des Strandes gemästet ward, war weit berühmt, sodaß Dankwerth erzählt: „Die allergrößeste und feisteste Ochsen, welche unsrer gnädigen Herrschaft „etwa auf den Beilagern oder Kindtauffen pflegten unterthänigst verehret zu werden, die kamen aus dem Nordstrande." Sonach ist es begreiflich, daß diese goldene Mitte Nordfrieslands für den vornehmsten Sitz der Friesen galt, daß die reichen Bauern dort ihre Söhne auf Akademien schickten, „gute Künste und Sprachen zu lernen". „Freilich", fügt der alte Geograph seiner Schilderung auf lateinisch hinzu, „nachdem das Gute verloren ist, dann erst erkennen wir's."

Wenn man über den Hewerstrom, des Norstrandes südliche Grenze setzte, so gelangte man in den südlichsten der nordfriesischen Districte, nach **Eiderstedt**, d. h. Stätte an der Eider, das jenem an Fruchtbarkeit nicht nachgiebt. Fast um die Hälfte kleiner als das alte Eiderstedt ist die jetzt noch so genannte Halbinsel. Schon zu Dankwerths Zeiten war dies Land mit dem Festlande mittelst Eindeichungen verbunden, nachdem es von seiner frühern Ausdehnung nach dem offenen Meere zu Viel verloren hatte. Auf den Karten, die uns die Gestalt vor dem Jahre 1240 versinnlichen, war Eiderstedt

durch einen doppelten Ausfluß der Eider vom Festlande getrennt, und auch die drei Theile oder Harden, aus denen es bestand, waren nahe aneinander grenzende Inseln, daher sie auch den Namen der Schiffharden führten, weil der gegenseitige Verkehr durch Schiffe vermittelt ward. Auch erwähnt Dankwerth für sie besonders der Benennung der Spadenlande, nämlich von dem Spaden, „als ihrem besten Gewehr wider des ungestümen Meeres Anfälle". Dem Festlande am nächsten lag das im engern Sinne so genannte Eiderstädte, auf dieses folgte Ewerschop, das von der Ewer oder Hewer den Namen hatte, und die nach Westen hinaus gelegene Insel hieß Utholm, d. i. das äußere Eiland.

Mit Ausnahme vereinzelter Striche Geestbodens ist Eiderstedt lauter Marschland, „welche graue Erde", nach Dankwerths Ausdruck, „eine Mutter ist des wohlriechendsten, allergrößesten und kräftigsten Wiesenklees". Alles gedeiht dort wunderbar, Korn und Früchte, sowie Kühe, Schafe und Pferde. „Und „obwohl dies Land so wohl bewohnt und bevolket ist, daß es „scheinet nur ein groß Dorff zu seyn, sintemal die Häuser bey„nah an einander reichen, also daß die zugehörigen Ländereyen „klein an Raum, aber groß von Tugendt, nur da entzwischen „liegen: kann es doch durch Gottes Gnade jährlich ein Großes „an Korn und Käse außgeben und andern Ländern mittheilen."

Noch weiter hinaus nach Westen als Utholm findet sich auf den Meyerschen Karten eine Insel, nämlich der Südstrand, welche jedoch kritische Forscher zu den mythischen Dingen rechnen, obgleich sie dort nach den Landessagen mit heidnischen Tempeln, mit christlichen Kirchen und Kapellen, mit Dörfern und Wäldern belebt ist. Hier kommen wir Helgoland schon auf eine Meile nahe; auf einer jener Karten sehen wir ein mit Menschen gefülltes Boot ohne Segel von jener Insel abstoßen nach dem Südstrand hinüber. Wir lassen die

einstige Realität dieser Südwestecke Nordfrieslands hier natürlich auf sich beruhen. Auch der Insel Helgoland haben Dankwerth und Meyer eine große vormalige Ausdehnung gegeben, was nach alten Traditionen geschehen ist, aber humanis, d. h. menschlichen, wie jener vorsichtig hinzufügt. Die zwei Quadratmeilen Ausdehnung, auf der Karte vom Jahre 800, die Dörfer, die Tempel der Foseta, des Jupiter und Mars, die christlichen Kapellen, das Kloster des Eilbert, die heiligen Haine, welche die Insel auf jener merkwürdigen Karte zieren, das ist Alles in Anspruch genommen von der ungläubigen Kritik, die in unsern Tagen so Vieles in mythischen Nebel auflöst, was bis dahin für zuverlässige Geschichte galt. Jedoch erzählt der Kirchengeschichtschreiber Adam von Bremen gegen das Ende des elften Jahrhunderts von der Fruchtbarkeit der Insel, ihrem Reichthum an Geflügel und Vieh, und erwähnt der besondern Heiligkeit, die sie, ein nur von einer Seite zugänglicher Ort, für alle Seefahrer, besonders aber für Piraten, gehabt hat. Noch zu Dankwerths Zeiten weiden auf dem obern Theil des Eilandes Kühe und Pferde, freilich angebunden, damit sie nicht von den Klippen ins Meer stürzen; aber Futter für den Winter müssen die Einwohner denselben vom festen Lande holen.

Abgesehen von dem vielleicht ganz fabelhaften Südstrande und von Helgolands einstigem Umfang, ist die hier skizzirte Ausdehnung der nordfriesischen Uthlande und der Zusammenhang ihrer Theile historisch sicher. Denn ebenso wenig wird der König Waldemar II., der auch der Sieger heißt, mythisches Land in sein Erdbuch aufgenommen haben, als ein Bischof zu Schleswig in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in seine Verzeichnisse Kirchen und Kirchensprengel, die nicht existirten. In dieser spätern Zeit aber werden deren noch an hundert in den friesischen Uthlan=

den gezählt. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war ihre Zahl auf siebzig reducirt, und jetzt zählt man auf den Inseln der Westküste funfzehn, während Nordstrand allein vor der großen Fluth von 1634 noch einundzwanzig Kirchspiele hatte; von diesen letztern haben sich bis jetzt sechs auf den Trümmern des Nordstrandes, den bedeichten Inseln Pellworm und Nordstrand und den dazu gehörigen Halligen erhalten. Aber die Zahl allein zeigt nicht was gerettet ist; denn die noch übrigen Kirchspiele selber sind zum Theil nur noch Schatten der frühern.

V.

Ebbe und Fluth.

Eine Episode.

Unklare Vorstellungen. Ableitung des Hergangs aus der allgemeinen Gravitation. Scheinbarer Widerspruch zwischen Theorie und Erscheinungen. Keine Originalfluth im Atlantischen Ocean. Wahrer Ort der Originalfluth. Fortpflanzung derselben. Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Theorie und Erscheinungen. Die Fluthbewegungen in der Nordsee. Bedeutung des englischen Kanals für die friesischen Inseln.

Die furchtbaren Wirkungen des Meeres in Nordfriesland, die ich im folgenden Abschnitt an einigen Beispielen anschaulich machen will, haben ihren letzen Grund in Fluthen, die durch Stürme zu einer ungewöhnlichen Höhe und Wuth gesteigert werden. Für den aus dem Binnenland Kommenden hat das für diese Gegenden so unheilvolle Steigen und Fallen des Wassers den Reiz eines bis dahin ungekannten, ungefährlichen Naturphänomens, und macht das Verlangen nach einer Zurückführung desselben auf die nächsten Bedingungen rege. Es versteht sich von selbst, daß eine Schrift, die es übernimmt, den Fremden in einer ihm unbekannten Gegend zu-

rechtzuweisen, bei dem für diese wichtigsten Naturereigniß verweilen muß. Dazu scheint mir nun eben hier, da wir dasselbe in seinen unheilvollsten Momenten betrachten wollen, die passende Gelegenheit und der schickliche Ort zu sein.

Merkwürdigerweise leiden die meisten populären Lehrbücher der physischen Geographie oder der Astronomie, bei denen man sich, angeregt durch die Anschauung des Phänomens, etwa Rath holen möchte, in dieser Materie an einer auffallenden Kürze, woher es kommen mag, daß man selbst bei Gebildeten auf abenteuerliche Vorstellungen über den eigentlichen Hergang trifft. Unsere Naturphilosophen machen sich die Sache leicht. Auch hier ihrer Neigung folgend, alle Veränderungen an der Erde und am Himmel als organische Vorgänge zu betrachten, erinnern sie, wie bei den Luftströmungen der Atmosphäre an das Athemholen, so bei der Ebbe und Fluth an die Circulation des Blutes im thierischen Körper, und reichen aus mit der Annahme und vagen Vorstellung einer eigenthümlichen Lebensregung, die in den Gewässern der Erde stattfinde, damit dieselben nicht stagniren und faul werden. Jene interessanten Wellenschwingungen unter das Weltgesetz der Anziehung zu stellen, erscheint als ein zu prosaisches oder mechanisches Verfahren. Freilich muß man gestehen, daß die Art und Weise, wie z. B. der Reisende Kohl dies Gesetz auf das Fluthen des Meeres anwendet, nicht minder abenteuerlich lautet, als wenn Naturphilosophen und Poeten hier von einem organischen Naturprocesse phantasiren. Jener sagt nämlich: „Der Mond erfaßt mit seinen anziehenden Kräften „das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er eben „im Zenith steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht „nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein „ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und „weiter schreitend läßt er es wieder fallen."

Warum doch thut er das Letztere und leistet auf „seine anziehenden Kräfte" Verzicht? Halten doch sonst die Weltkörper, was einmal in den Bereich ihrer Anziehung kam, fest genug. Ist die Kraft des Mondes einmal mächtiger, als die anziehende Erde, und zwar um so sehr, daß jener die Oceane um einige Fuß in die Höhe hebt wie ein Mensch ein ausgebreitetes Tuch, so ist nicht zu begreifen, warum er das Weltmeer, ist es einmal erfaßt und hinaufgezogen, nicht über Asien und Amerika hinwälzt. Sind die Küsten theilweise zu hoch, als daß der Mond das emporgehobene Meer dahinüber bringen könnte, vielleicht wie Pferde den zu schweren Wagen einen Berg nicht hinanziehen können, so müßte wenigstens die Ansammlung des Wassers an denjenigen Küsten, von welchen hinweg der Mond nach Westen zieht, verschwindend klein sein gegen die Aufstauung der Gewässer an allen denjenigen Küsten, auf die sein Lauf gerichtet ist — eine aus der Theorie sich ergebende Verschiedenheit, welche die Beobachtung der Fluthhöhen nicht bestätigt. Merkwürdig erscheint es ebenso, daß der Mond seine Kraft nur an großen Gewässern übt, über die kleinen aber hinweggeht, ohne sie zu beunruhigen. Das kommt daher, sagt Kohl, daß er „gleichsam „ein Riese ist, und, so zu sagen, mit seinen gigantischen Fäu„sten das Kleine nicht zu fassen vermag". Aber bietet auch das Kleine nur einen verhältnißmäßig geringen Raum zum Haften, so ist es dafür auch um so leichter emporzuheben. Diese Instanz macht Clement gegen die Erklärung der Ebbe und Fluth durch die Anziehungskraft geltend und fügt hinzu: „Vielleicht nimmt der Mond uns auch noch den Hut vom Kopf." Warum nicht auch? Haftet derselbe doch zuweilen nicht fester als das Wasser, da der Wind ihn abbläst.

Der Anschauung Kohl's ist hier nicht blos deshalb Erwähnung geschehen, weil dieser Reisende gelegentlich der Be-

schreibung unserer Gegenden seine Theorie aufstellt, sondern weil damit die allgemein herrschende Vorstellung in sehr faßlicher Weise ausgesprochen ist. Daß zwischen dem Steigen und Fallen des Wassers und zwischen dem Auf- und Untergehen des Mondes ein geheimnißvoller Zusammenhang stattfindet, mußte anerkannt werden, sobald Ebbe und Fluth die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Seit Alexanders des Großen Feldzügen war dies Phänomen, das man in der gebildeten Welt damals zuerst, und zwar im indischen Ocean beobachtete, ein wissenschaftliches Problem; und dies in so ernster Weise, daß Alexanders Lehrer, der Philosoph Aristoteles, im Mittelalter die höchste wissenschaftliche Autorität in der christlichen Kirche, sich in den Euripus gestürzt haben soll, aus Schmerz, daß er die Ursachen der Erscheinungen nicht ergründen konnte. Jener Plinius, dessen bereits oben Erwähnung geschehen ist, sagt in seiner anschaulichen Weise geradezu, daß die Gewässer, „vom gierigen Gestirn“ in Bewegung gesetzt, diesem gehorsam sind, und daß es sie mit sich zieht, als wolle es sie verschlingen. Nachdem Newton das Gesetz gefunden, oder das vielleicht schon gefundene zur Gewißheit erhoben hatte, demgemäß sich die Weltkörper um einander bewegen, haben gleich ihm die bedeutendsten Naturforscher ihren Scharfsinn angewandt, die Erscheinungen der Ebbe und Fluth aus demselben Naturgesetze abzuleiten, unbeirrt dadurch, daß der Mond das schwere Weltmeer in Bewegung setzt, „ohne uns den leichten Hut vom Kopf zu nehmen“.

Eine verkehrte Anwendung des Gravitationsgesetzes in diesem Fall haben die Naturforscher selbstverständlich nicht zu verantworten. Aus demselben folgt aber nicht, daß die irdischen Gewässer vom Monde unmittelbar in die Höhe gezogen werden, wie ein mit den Fingern etwas vom Tische gelüftetes Tuch. Es ist allgemein bekannt, daß die Anziehung,

welche zwei Weltkörper gegenseitig auf einander ausüben, sowol durch ihre Masse als durch die Entfernung, in welcher sich ihre Centra von einander befinden, bestimmt wird. Verdoppelt oder verdreifacht sich die Masse des einen, so ist die Kraft, mit der er auf den zweiten einwirkt, auch doppelt oder dreifach so groß; verdoppelt oder verdreifacht sich aber seine Entfernung, so ist die Kraft der Anziehung im ersten Fall viermal, im letzten neunmal so klein geworden, als sie es bei der ersten Entfernung war; d. h. allgemein ausgedrückt: die Anziehung zweier Körper verhält sich direct wie ihre Masse, aber umgekehrt, wie das Quadrat der Entfernung. Weil nun alle Körper auf der Oberfläche der Erde dem Mittelpunkt dieser, wo man sich die Anziehungskraft concentrirt denken kann, so außerordentlich viel näher sind, als dem Mittelpunkte der Sonne oder des Mondes, so kann von keinem eigentlichen Emporgehobenwerden weder der Gewässer noch anderer irdischer Dinge die Rede sein. Denn obgleich die Masse und somit die anziehende Kraft der Sonne gegen die der Erde sich ungefähr verhält wie die Zahlen 350,000 und 1, so ist doch glücklicherweise das Tagesgestirn so weit entfernt von uns, daß es uns unsere mobilen Besitzthümer nicht entführen kann; und aus demselben Grunde ist das Streben der irdischen Oceane zum Erdmittelpunkt fast dreizehn Millionen mal stärker als zur Sonne. Der kleine Mond, dessen Masse ungefähr nur den achtzigsten Theil der Erdmasse beträgt, wirkt wegen seiner größern Nähe allerdings mächtiger, als die ungleich größere Sonne. Aber auch er ist nicht nahe genug, uns unser Meer zu entreißen oder dasselbe, in der wirklichen Bedeutung dieses Wortes, emporzuheben, so gierig er auch nach Plinius Ausdruck ist. Denn um dies zu können, müßte er erst seine anziehende Kraft nahe an drei Millionen Mal verstärken.

Dies vorauszuschicken, hielt ich zur Berichtigung der über die Fluth des Meeres herrschenden Vorstellungen für nothwendig. Das Verkehrte liegt darin, daß man nicht bedenkt, wie an einer Stelle eine Fluth nicht anders als durch Herzuströmen des Wassers von einer andern entstehen kann. Die Fluth ist nicht eine direete, sondern eine indirecte Folge der Anziehung, welche Sonne und Mond, besonders aber letzterer, auf die Erde ausüben. Kann dieser uns auch nicht die Gewässer entführen, so muß er doch auf ihr Verhältniß zum Mittelpunkt der Erde, d. i. ihre irdische Schwere, einen Einfluß üben. Offenbar verlieren dieselben, sobald der Mond sich über sie stellt und auf sie wirkt, ein ganz Kleines von jenem Zuge, womit sie, wie alle irdischen Körper, zum Mittelpunkt der Erde beständig streben. Sie werden also eben hier um ein Geringes leichter werden und eine unsichtbar innere Veränderung bis auf ihren tiefsten Grund erfahren. Diese Wirkung des Mondes muß nach allen Seiten der gekrümmten Wasserfläche hin mehr und mehr abnehmen, bis sie da, wo er im Horizonte steht, Null geworden ist. Hier also befindet sich verhältnißmäßig schwereres Wasser; und da in einem und demselben ungeheuren Bassin das Gleichgewicht der so leicht beweglichen Massentheilchen gestört ist, da nun der Zug der Schwere nicht allein mehr zum Centrum, sondern auch seitwärts geht: so müssen die kleinsten Theile des Elementes in irgend welche Bewegung gerathen, und diese muß sich mit schwingender Schnelligkeit von den Regionen der größten Schwere aus weiter pflanzen. Nur eine im vollkommensten Gleichgewicht sich befindende Wassermasse kann im Zustande der Ruhe verharren; hier aber ist das Gleichgewicht aufgehoben. Die Berge und Thäler auf dem Grunde des Meeres müssen die Erregung und den seitlichen Druck des Wassers in Wellenbewegung verwandeln, die, im offenen Ocean

wenig bemerkbar, sich an den entgegengesetzten Inseln und Küsten zeigen wird.

Bei dieser Erklärung des Herganges verursacht der Umstand, daß, während das Meer irgendwo fluthet, es dies auch auf der entgegengesetzten Hälfte der Erde thut, keine Schwierigkeit; denn hier muß die Wirkung ganz dieselbe sein, nur von einer umgekehrten Seite. Ebenso wenig wie der Mond unser Meer über den Mittelpunkt der Erde unmittelbar emporzuheben vermag, ist er, wie man sich wohl vorstellt, im Stande, die Erde unter dem Meere ihrer entgegengesetzten Seite förmlich hinwegzuziehen. Aber die Wirkung, welche die im Mittelpunkt der Erde concentrirt gedachte Anziehungskraft auf das Meer der Erdoberfläche ausübt, muß er verringern, und so dieselbe Erregung, dieselbe Störung des Gleichgewichtes auch in den Meeresgegenden erzeugen, die ihn gerade unter sich haben. Somit verringert er in jenem ersten Fall das Streben der Gewässer zum Mittelpunkt, im letztern aber die anziehende Kraft des Mittelpunkts auf die Gewässer, was sich in der Sache selber gleich bleibt, und das Resultat ist daher dasselbe in beiden entgegengesetzten Hemisphären.

Daß man seit des Aristoteles Zeiten beim Monde die Erklärung des Steigens und Fallens der Meere suchte, dazu wurde man durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß sich von einem Tage zum andern die Fluth ebenso verspätet wie der Mond. Etwa funfzig Minuten nach dem Augenblick, in welchem er an einem bestimmten Tage seinen höchsten Stand am Himmel erreichte, hat er diesen den Tag darauf eingenommen, sodaß er nach neunundzwanzigmaligem Auf- und Untergehen denselben Stand zur Sonne wieder eingenommen hat. Ebenso muß es sich auch, wenn die Theorie richtig ist, mit dem höchsten und niedrigsten Wasserstand verhalten. Derselbe

muß heute funfzig Minuten später eintreten als gestern und diese Verspätung täglich inne halten.

Bei dem Wechsel der Ebbe und Fluth ist dieser regelmäßige tägliche Zeitwechsel die eine der wichtigsten Erscheinungen; eine andere, die sich schon vor der Erfahrung ebenso unmittelbar aus der Theorie ergiebt, ist die wechselnde Höhe und Tiefe der steigenden und fallenden Gewässer innerhalb eines Monates. Bisher ist auf den Mond allein Rücksicht genommen, weil er, als das für das Meer mächtigere Gestirn, das Hin- und Herfließen desselben regulirt. Aber wenn auch die Sonne wegen ihrer größern Entfernung das Verhältniß des Wassers zum Mittelpunkt der Erde in geringerm Maße stört, so muß sie doch im Grunde dieselbe Wirkung üben. Zwei Mal während eines Mondumlaufs um die Erde steht diese mit Mond und Sonne in einer fast geraden Linie, nämlich wenn der Mond mit der Sonne aufgeht, mit ihr culminirt und untergeht, also zur Zeit des Neumondes; und wenn zur Zeit des Vollmondes die Erde zwischen Sonne und Mond gekommen ist. Alsdann addirt sich die geringere Sonnenwirkung mit der stärkeren des Mondes, und die Fluthen müssen höher, die Ebben tiefer sein, als zu jeder andern Zeit. Da aber der Mond täglich etwa 50 Minuten hinter der Sonne zurückbleibt, so ist die gerade Linie und damit die vereinte Wirkung bald gestört. Wenig Tage nach dem Neumond kommt er über unsern Horizont, wenn schon die Sonne hoch oben steht, wo er alsdann culminirt und seine Wirkung übt, wenn diese unter den Horizont hinabsinkt. Alsdann muß da, wo der Mond eine Fluth bewirkt, die Sonne eine Ebbe erzeugen, und umgekehrt. Da aber nach den scharfsinnigen Berechnungen Newtons der störende Einfluß, den die Sonne auf das Verhalten der irdischen Gewässer zum Erdmittelpunkt übt, sich zu dem des Mondes verhält ungefähr wie 2 zu 9,

so zeigt sich, daß die Meeresfluth durch die Sonne wohl gemindert, aber bei keiner Stellung der beiden Gestirne aufgehoben werden kann. Wir müssen demnach zur Zeit des ersten und letzten Viertels weniger hohe Fluthen und weniger tiefe Ebben haben als zur Zeit des Neumondes und Vollmondes. Der Sprachgebrauch unterscheidet bekanntlich zwischen Nipp- und Springfluthen.

Was noch sonst bei dieser Theorie in Erwägung zu ziehen wäre, wie die stets wechselnde Entfernung sowohl des Mondes von der Erde als der Erde von der Sonne, der Stand des Mondes bald über dem Erdäquator, bald nördlich und südlich von demselben, was Alles, wenn die Theorie richtig ist, an dem Weltmeere sich zeigen muß, das kann hier füglich, um diese Episode nicht allzu sehr auszudehnen, übergangen werden. Jeder würde befriedigt sein, wenn er an dem wahrgenommenen Fluthen und Ebben des Meeres die Theorie nur so weit sich verwirklichen sähe, als sie soeben dargestellt ist. Aber wer sich nun an das Ufer setzen wollte mit dem Kalender in der Hand, in welchem der Auf- und Untergang des Mondes notirt ist, und zusehen, ob auch Alles genau so eintrifft, der würde sich sehr enttäuscht finden. Denn weder steht das Wasser am höchsten, wenn der Mond am höchsten steht, noch liegen zwischen der heutigen und gestrigen Tagesfluth funfzig Minuten, noch fallen die relativ höchsten Fluthen mit Voll- und Neumond zusammen. An den Mündungen der Themse und Elbe ist allerdings Hochwasser, wenn der Mond culminirt; hier in Wyk aber bleibt dasselbe gute zwei Stunden hinter dem Durchgang des Mondes durch den Meridian zurück. Während hier ferner z. B. zwischen der Fluth des 5. und 6. Aug. 1857 nur 24 Stunden und 18 Minuten liegen, tritt die des 14. Aug. erst 25 Stunden und 28 Minuten nach der des 13. ein; ja im September sind diese Zeit-

7*

unterschiede noch bedeutender. Endlich nicht bei Voll= und Neumond haben wir in Nordfriesland Springfluth, und ebenso wenig Nippfluth beim ersten und letzten Viertel, sondern erst einige Tage nach diesen Constellationen.

Vielleicht hat dies scheinbare Mißverhältniß zwischen Theorie und Wirklichkeit darin seinen Grund, daß die Ausdehnung der Nordsee zu unbedeutend ist, als daß sich in ihr ein unmittelbares Ebben und Fluthen erzeugen könnte, in welchem Falle dasselbe dort eine Nachwirkung der Bewegung im Atlantischen Ocean wäre. Somit werden wir, um die Richtigkeit der Theorie zu prüfen, fürs erste in dieses Weltmeer hinausgewiesen. Im Jahre 1835 sind mit Unterstützung der englischen Regierung durch Professor Whewell in Cambridge genaue Untersuchungen über Ebbe und Fluth angestellt; und da sich an denselben die europäischen Seemächte wie die nordamerikanischen Staaten betheiligten, konnten sie eine wahrhaft großartige Ausdehnung erhalten. Auf 666 dazu errichteten Stationen längs einem Theil der Ostküste Amerikas und von der Straße von Gibraltar bis zum Nordcap sind damals in etwa drei Wochen des Junius über 40,000 Beobachtungen gemacht und aufgezeichnet. Den Karten, die sich in den Lehrbüchern der physischen Geographie über das Fortschreiten der Fluthwelle finden, liegen Whewells Untersuchungen zum Grunde, aus denen später Dr. Germar in Augustenburg die Folgerungen gezogen hat.

Uns interessirt hierbei also zuerst die Frage, ob die Theorie, die scheinbar auf unsere Nordsee nicht passen will, sich am Atlantischen Ocean bewahrheitet, der mit jener in doppelter Verbindung steht. Man wußte von diesem Ocean freilich lange schon, daß sein höchster Wasserstand nicht mit dem höchsten Stand des Mondes zusammenfällt, erklärte dies jedoch aus der Trägheit des Wassers, oder aus dem Bestreben

desselben, in seiner Lage zu verharren, zur Ueberwindung dessen es eine gewisse Zeit nöthig habe, um der anziehenden Kraft des Mondes zu folgen. Ist diese Ansicht der Sache richtig, so muß überall im Atlantischen Ocean die Verspätung der Fluth ungefähr dieselbe sein. Glücklich trafen nun die vor Whewell gemachten Beobachtungen darin zusammen, daß sie eine Verspätung von zwei bis drei Stunden ergaben, sowohl bei St.-Helena, als am Vorgebirge der guten Hoffnung, als besonders im Hafen von Brest an der nordfranzösischen Küste, ein Umstand, der die Richtigkeit der Theorie außer Zweifel zu setzen schien. Whewells Beobachtungen aber stürzten das aus den frühern gezogene Resultat über den Haufen, denn nach diesen folgt nicht überall die Fluth dem Monde; auch haben die Gegenden, die unter demselben Meridian liegen, nicht den höchsten Wasserstand zur selben Zeit, was sie doch haben müßten, wenn der Mond auf seinem Wege von Osten nach Westen das träge Meer in einer gewissen Entfernung hinter sich herzöge. Das Merkwürdigste ist, daß unter dem Aequator, also da, wo Mond und Sonne am mächtigsten wirken können, wenn jener durch den Zenith geht, das Wasser des Atlantischen Oceans ebbt, und daß es erst fluthet, wenn der Mond für diese Gegenden unter den Horizont sinkt. Hierzu kommt noch, was ganz besonders ins Gewicht fällt, daß man in diesem Weltmeer auch vergeblich ein Zusammenfallen der relativ höchsten oder der Springfluthen mit dem Neu- und Vollmond sucht. Während diese bei der Themse ungefähr zwei und einen halben Tag zu spät für die Theorie erfolgen, werden sie im südlichen Theil des Atlantischen Oceans einen Tag, im nördlichen aber anderthalb Tage nach jenem Stand des Mondes zur Sonne wahrgenommen, demgemäß beide Himmelskörper ihre Wirkungen addiren.

Der Widerspruch zwischen der Theorie und den Erfah-

rungen, in einem Meere von so bedeutender Ausdehnung wie der Atlantische Ocean gemacht, erscheint auf den ersten Blick als ein sehr gewichtvolles Zeugniß gegen jene, denke man sich nun den Hergang als ein wirkliches Emporgehobenwerden der Gewässer, oder als eine Störung des Gleichgewichtes der Wassermasse in einem und demselben großen Bassin. Jedoch hat man sich hier vor einem übereilten Schluß zu hüten, da ja möglicherweise vom Atlantischen Ocean dasselbe gelten könnte, was von der Nordsee gilt, daß nämlich dort ebenso wenig als hier die irdischen Bedingungen zu einer directen Fluth vorhanden sind. Daß nun eine solche im Atlantischen Ocean wirklich nicht stattfindet, geht aus der folgenden Beobachtung unwidersprechlich hervor. Zeigten sich die Einflüsse des Mondes und der Sonne an dem Atlantischen Ocean in ursprünglicher Weise, so müßte die Fluthwelle sich von Norden und Süden gegen die Tropengegend wälzen, wo, wie gesagt, die großen Gestirne am mächtigsten wirksam sind. Aber die Fluthwelle geht durch den südlichen Theil des Oceans von Süden nach Norden hin, gelangt zum Aequator erst sechs Stunden nach der Culmination des Mondes und setzt ihren Weg von da in derselben nördlichen Hauptrichtung fort. Nimmt man dazu die im Atlantischen Ocean bemerkte Verspätung der Springfluthen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß auch er nicht auf den Ruhm einer Originalfluth Anspruch machen kann. Etwas Anderes aber folgt auch nicht aus den beobachteten Erscheinungen, und die Theorie könnte noch gerettet werden, wenn es sich nur zeigte, daß sie sich sonst irgendwo realisirt.

Leider sind die Beobachtungen im Großen oder Stillen Weltmeer bis heute noch sehr mangelhaft; aber höchst merkwürdig und für die ganze Frage entscheidend ist der Umstand, daß man jene Springfluth, die in der Nordsee anderthalb Tage,

im Süden des Atlantischen Oceans aber einen Tag nach Neu- und Vollmond eintrifft, von letzterer Stelle weiter rückwärts bis in den Stillen Ocean verfolgt hat, wo sie zu der Zeit eintrifft, zu welcher die Theorie es verlangt. Man ist im Stande, dieser kosmischen Wirkung von ihrem Ursprung in der Mitte des Stillen Weltmeeres aus südlich um Australien herum, alsdann im Atlantischen Ocean gegen Norden hinauf, und von da durch die nördliche Oeffnung der Westsee in diese hinein bis zur Mündung der Themse nachzugehen. Dies nun ist auch der Weg der fluthenden Meeresbewegung überhaupt, die nicht nur in ihren Erscheinungen an der Quelle belauscht, sondern auch auf ihrer langen Reise von Stunde zu Stunde verfolgt ist.

Die Annahme, daß der Ursprung aller fluthenden Bewegungen der Meere im Großen Ocean zu suchen sei, hat selbst ohne jene angedeutete Verfolgung ihres Weges schon dadurch einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, daß dieser Ocean, im Vergleich zu den andern, den kosmischen Einflüssen eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung bietet. Eine große, ununterbrochene Oberfläche aber ist erforderlich, um das merkwürdige Phänomen hervorzurufen. Zöge der Mond das Wasser direct vom Erdmittelpunkt erst empor und alsdann auf seinem Wege hinter sich her, so müßte in jedem größern Meere eine directe Fluth stattfinden, und unmöglich könnte der Mond über die Ebbe des Atlantischen Meeres hingehen. Verhält sich die Sache aber so, daß er nur das in einer Wassermasse herrschende Gleichgewicht der einzelnen Wassertheilchen stört, sodaß die Fluth erst eine indirecte Folge seiner Einwirkung ist, wie oben angenommen ward, eine Ausgleichung der bewirkten Störung: so kann sich diese letztere energisch erst an einer Wassermasse äußern, die sich vom Standpunkt des Mondes aus nach allen Seiten, oder doch nach



einigen, etwa neunzig Grade hin erstreckt; denn nur bei solcher Ausdehnung des Meeres steht demselben der Mond zugleich im Zenith und Horizont. So hat er das leichtere Wasser unter sich, das schwerere in einem weiten Kreise rund umher, und die ausgleichende Strömung muß beginnen. Denken wir uns den Mond zwischen dem mittleren Amerika und Afrika, also da, wo der Atlantische Ocean die größte Breite hat, so heben nach Osten und Westen schon in einer Entfernung von nicht vierzig Graden die Continente seine Wirkung auf. Steht er dagegen mitten über dem Stillen Meere, so haben die östlichen und westlichen Küsten, nämlich Panama und das nördliche Australien, ihn fast im Horizont, und nach Süden zu erstreckt sich eine ungeheure, offene Wassermenge bis zum Pol, während sich die Küsten nach Norden zu erst ganz allmählig, sechzig Grade vom Aequator, zusammenziehen. Fünf-Zwölftheile des ganzen Erdumfanges bedeckt in den Tropengegenden das Stille Meer und hat eine Flächenausdehnung, welche die Ausdehnung aller Continente um eine Million Quadratmeilen übertrifft. Die bedeutende Tiefe dieses Oceans macht ihn außerdem zur Aufnahme des kosmischen Einflusses um so geeigneter.

Abgesehen also von jenem directen Nachweise, den die mit dem Neu- und Vollmond zusammenfallenden Springfluthen im Stillen Ocean, wie die von da fortschreitenden täglichen Fluthwellen darbieten, führt seine Ausdehnung schon ohne Weiteres auf die Vermuthung, daß die Wellenschwingungen, die wir an den Küsten der Nordsee beobachten, an seinen weitentfernten Koralleninseln den Ausgang nehmen. Die über das Fortschreiten der täglichen Fluthwelle vorhandenen Karten verfolgen dieselbe stundenweis von ihrem Ausgang bis zu ihrem letzten Verschwinden an entlegenen Küsten. Um die Südküste Australiens herum nach Westen zu fort-

schreitend, tritt sie, wahrscheinlich durch den Einfluß des südlichen Polarmeeres verstärkt und mehr nördlich sich biegend, in den Atlantischen Ocean, den sie von Süd-Ost nach Nord-West durchschreitet, bis sie in der Gegend Neufoundlands, ihre nördliche Richtung beibehaltend, nach Europa hinüber, also gegen Osten hin sich wendet, zwischen Schottland und Norwegen aber eine südliche Richtung annimmt, während zugleich eine Schwingung durch den Englischen Kanal dringt. Nicht als ob die ganze Wassermasse sich fortbewegte, sodaß die Flüssigkeit des Stillen Oceans endlich die friesischen Küsten und Inseln bespülte, sondern es ist jenes der Weg der Schwingung, in welche die zusammenhangende Wassermasse des Erdballs versetzt ist. So ist es nichts Unbegreifliches, daß diese Schwingung den mehrere Tausend Meilen langen Weg in zwei bis drei Tagen zurücklegt; daß sie je nach der Hebung oder Senkung des Meeresbodens bald langsamer, bald schneller vorwärts eilt; daß sie, im offenen Meere kaum bemerkbar, an entgegenstehenden Küsten und besonders in engen Meeresstraßen das Wasser zu einer ungewöhnlichen Höhe emportreibt, wie in der Fundybai. Hiermit erklärt sich auch, daß in der Nordsee sowohl als im Atlantischen Ocean der höchste Stand des Wassers an einer Küste von der dortigen Culmination des Mondes durchaus unabhängig ist, daß er dieser folgen, wie ihr vorangehen oder mit ihr zusammentreffen kann. Das Zusammentreffen an den Mündungen der Themse und Elbe ist ein zufälliges; nicht der hier eben hoch am Himmel stehende Mond zieht das Wasser empor, sondern der vor mehreren Tagen über den Stillen Ocean hinzog, blickt hier auf eine Nachwirkung seines dortigen frühern Einflusses herunter, den er daselbst regelmäßig in 24 Stunden zwei Mal wiederholt.

Hierdurch ist der scheinbare Widerspruch zweier Erscheinungen mit der Theorie, nämlich die Verspätung der Spring-

und Nippfluthen, wie das Nichtzusammentreffen des höchsten Wasserstandes mit dem höchsten Stand des Mondes erklärt und ausgeglichen. Es bleibt nur noch zu erklären übrig, wie es kommt, daß zwischen zwei Tagesfluthen nicht immer gleichmäßig 24 Stunden und 50 Minuten mitten inne liegen.. Freilich zeigt ein Blick in den Kalender, daß die 50-Minuten, die als Verspätung im Lauf des Mondes angenommen wurden, nur eine Durchschnittszahl sind. Wie seine Entfernung von der Erde sich innerhalb bestimmter Grenzen vergrößert und verringert, wird auch sein Lauf langsamer und schneller, eine regelmäßige Unregelmäßigkeit, die sich an der täglichen Wiederkehr des höchsten Wasserstandes äußern muß. Aber bedeutender als beim Lauf des Mondes ist bei der Fluth die Abweichung von der Durchschnittszahl ihrer täglichen Verspätung; daß dies jedoch nothwendig so sein muß, ergiebt sich durch eine einfache Betrachtung. Wenn die drei Himmelskörper zur Zeit des Neu- und Vollmondes eine gerade Linie oder nahezu eine solche bilden, so liegt der Punkt der Wirkung, welche Mond und Sonne vereint üben, im Mittelpunkt dieser Gestirne, geht mit ihnen auf und unter. Sobald dieselben aber, von der Erde aus gesehen, aus der geraden Linie weichen bis zum ersten und letzten Viertel, und während sie allmählig wieder in die erstere Stellung übergehen, hat auch jener Punkt der Wirkung aufgehört, im Mittelpunkte der Sonne und des Mondes zu liegen; er befindet sich vielmehr irgendwo zwischen ihnen; er verschiebt sich so, daß er bald, vor dem Monde hergehend, den höchsten Punkt am Himmel früher als dieser erreicht, bald, ihm folgend, die Wirkung des Mondes verspätet. Eine geringe Anstrengung der Phantasie versinnlicht die sen Hergang; zusammen mit der bald schnelleren, bald langsameren Eigenbewegung des Mondes, bringt derselbe

die Unregelmäßigkeit in der Zeit in schönsten Einklang mit der Theorie, ja ist ein schlagender Beweis ihrer Richtigkeit.

Für uns hat die Fluth der Nordsee das nächstliegende Interesse, weßhalb wir bei dieser noch einen Augenblick verweilen. Während im südlichen Theil des Atlantischen Oceans, da wo Inseln und Küsten die Wirkung nicht hemmen, die Fluthwelle sich mit der Geschwindigkeit von 120 geographischen Meilen in einer Stunde nach Norden fortpflanzt, legt sie, im Englischen Kanal angekommen, nur noch fünf bis sechs Meilen in derselben Zeit zurück, und braucht volle sechs Stunden, um vom westlichen Ende dieser Meerenge bis zum östlichen zu gelangen. Hier beim Eingang in die Nordsee theilt sie sich; die eine Welle biegt an der englischen Küste bei Dover nordwärts, bis sie am Vorgebirge Nordforeland, südlich am Ausfluß der Themse, der Beobachtung entgeht. Ein anderer Strom zieht ungemein langsam die französische, belgische und holländische Küste entlang. Die Wirkungen der vom Kanal in die Nordsee dringenden Fluthen würden sich fast unmerklich verlieren, wie sie es, durch die Straße von Gibraltar ins Mittelländische Meer fortgepflanzt, wirklich thun. Aber rascher als im Kanal schreitet die Fluthwelle oberhalb Irlands und Schottlands nach Osten zu und dringt, nachdem sie der weiten nördlichen Oeffnung der Nordsee gegenüber angelangt ist, die ganze Breite des großen Beckens einnehmend, bis zum Cap Kinnaird in Schottland hinab, das dem Cap Lindersnäs im südlichen Norwegen gegenüberliegt. Diese sich quer über die ganze Nordsee ziehende Fluthwelle theilt sich hier zwischen den beiden Vorgebirgen so, daß eine schwächere Wallung um Norwegen herumgeht, ein mehr kräftiger Strom aber in sechs Stunden vom Cap Kinnaird nach dem Hafen von Jarmouth gelangt. Hier nun theilt sich abermals

die von Norden kommende Welle; ein Strom biegt in die Themse, ein anderer setzt nach der holländischen Küste hinüber, wo er gleichzeitig mit jener Welle zusammentrifft, die wir vom Kanal aus eben dahin gelangen sahen. Vereinigt gelangen beide Fluthwellen zur Zeit der Mondesculmination bis vor die Mündung der Elbe und tragen von da die Schiffe in den Hafen Hamburgs. Aber auch an die Küsten Schleswigs und Jütlands schlägt derselbe Strom und dringt zwischen die friesischen Inseln und Halligen, die also mittelst der beiden Verbindungsstraßen der Nordsee mit dem Atlantischen Ocean aus diesem eine vereinte gleichzeitige Strömung empfangen.

Das eben ist es, was nach der übereinstimmenden Meinung der Chronisten alles Elend über Friesland brachte. Die zwischen Schottland und Norwegen in die Nordsee dringende Fluthwelle zieht sich mit ihrer größten Kraft an der schottischen Küste südwärts, wo das Meer tief ist; aber sie verliert allmählig an Energie und Schnelle, besonders da sie sich noch bei Jarmouth theilt, um einen Arm gegen die holländische Küste zu senden. Da sich hier jedoch die mehrfach geschwächte mit dem gleichfalls nur schwachen Strom, der durch den Kanal eben dahin gelangt, vereinigt, so wird aus zwei unbedeutenden Feinden ein mächtiger. Mit der Trennung Frankreichs und Englands und der spätern Erweiterung der Wasserstraße war Frieslands Schicksal entschieden.

Dies Naturereigniß fällt in eine vorhistorische Zeit; auf den ältesten Karten, wie auf der des Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt, finden wir Britannien als eine Insel. Aber die mythenbildende Phantasie bemächtigte sich des vor der menschlichen Erinnerung liegenden Naturereignisses und gestaltete es zu einer bösen Folge menschlicher Leidenschaft. Eine englische Königin liebte einen dänischen Regenten, und dieser versprach ihr, sie als Ehegemahl in

sein Reich zu führen. Jedoch er wurde treulos, und das betrogene Weib sann auf Rache. Schiffe und Mannschaft mag sie nicht gehabt haben; sie sammelte aber in ihrem Lande tüchtige Arbeiter und ließ sieben ganze Jahre lang den Gebirgszug durchgraben, der ihr Reich mit Frankreich verband, in der Meinung, wie Heimreich sagt, „alle dem Könige in Dänemark zugehörigen Länder auf solche Weise zu ertränken und zu versenken". Der Racheplan gelang, das Weltmeer stürzte durch die Oeffnung, und zwischen der Elbe und Riperfurt ertranken hunderttausend Menschen.

Uebrigens muß die englische Königin noch auf etwas Anderes gerechnet haben, denn es müssen zu solchem Verwüstungswerk, damit es gelinge, die Winde das Meiste thun. Nach Clements Angabe beträgt an den friesischen Eilanden der durchschnittliche Unterschied zwischen dem tiefsten und höchsten Wasserstand ungefähr 15 Fuß, welche Angabe wol um einige Fuß zu hoch ist. Ganz unglaublich erscheint aber die Behauptung desselben Schriftstellers, daß durch die Stürme jener Unterschied bei Amrum bis auf 40 Fuß steigen kann. Denn die Deiche an den Festlandsküsten überragen den tiefsten Wasserstand daselbst um etwa 26 Fuß; und da bei Sturmfluthen das Meer bis zur Höhe dieser Deiche steigt, bei sehr bedeutenden über sie hinfließt, so geben sie ein ungefähres Maß, wie groß der Unterschied des niedrigsten und höchsten Wasserstandes nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen in diesen Gegenden werden kann. Besonders wenn ein anhaltender Wind von Westen her das Wasser an unsern Küsten und zwischen unsern Inseln zurückhält und aufstaut; wenn derselbe alsdann, eine mehr südliche Richtung annehmend, zum Sturme anwächst, der uns in gerader Richtung die durch den Englischen Kanal gedrängte Wassermasse entgegenwirft: so erweist sich der künstliche Schutz der Deiche als

ungenügend; über sie hinweg strömt das Meer und reißt große Wehlen hinein; es steigt zu den Wurtdörfern der Halligen hinan und spritzt den Schaum gegen die Fenster. Ja die Macht des Sturmes kann so gewaltig sein, daß nach einer Fluth, wenn Alles sich sicher glaubt, statt der erwarteten Ebbe eine abermalige Fluth hereinbricht und alle aus der Theorie gezogene Zeitrechnung zu Schanden macht.

Nach dieser Abschweifung, die dem an dem Ebben und Fluthen des Meeres sich ergötzenden Badegast hoffentlich nicht zu lange gedauert hat, sind wir nun wieder zu den friesischen Uthlanden zurückgekehrt, um zu sehen, wie schwer dieselben für die Eifersucht der englischen Königin haben büßen müssen.

VI.

Zertrümmerung der friesischen Uthlande durch Sturmfluthen.

Mangelhafte Nachrichten. Ominöse Heilige. Hans Kielholt. Die Verwüstung der nördlichen Gegend. Verwüstung der Mitte oder des Nordstrandes. Anhängung der südlichen Gegend an das Festland. Die Opfer der Sturmfluthen. Nähere Schilderungen. Wunderbare Lebensrettungen. Böse Folgen. Trauriges Schicksal der geretteten Nordstrander. Angeblich moralische Bedeutung der Sturmfluthen. Freundlich versöhnender Charaeter des Meeres.

Obgleich nichts in der Geschichte der nordfriesischen Völkerschaften sich an schwerer, unheilvoller Bedeutung im entferntesten mit den großen Sturmfluthen messen kann, so ist doch die geschichtliche Erinnerung dieser nur arm und skizzenhaft. Wie wir von vielen Tyrannen altasiatischer Nationen nur die Jahreszahlen ihrer Thronbesteigung wie ihres Todes wissen, und höchstens auch, mit welchen Völkern sie Kriege geführt, so ist von den meisten der verheerenden Ueberschwemmungen in Nordfriesland nur die Jahreszahl auf uns gekommen und höchstens noch eine unsichere Notiz über die Menge der durch dieselben ertränkten Menschen und wegge=

schwemmten Dörfer. Auch die dichtende Sage hat sich des reichen, schauervollen Stoffes nicht bemächtigt; kein Volkslied verewigt das Unheil einer der bösen Tage oder Nächte. Fehlt es den Menschen dieser Gegend an Phantasie, oder hat die immer gleiche und immer nahe Gefahr des Augenblicks das Gefühl für das Leiden der Vorzeit abgestumpft? Den christlichen Predigern, die doch wohl zum wenigsten Bildung genug hatten, mangelte bis auf den einen Heimreich der Sinn, die göttlichen Strafgerichte, als welche sie die großen Sturmfluthen so gern bezeichneten, zu einer ergreifenden Historie zu verarbeiten.

Heimreich erwähnt, daß sich im Volke der Glaube ausgebildet habe, „als wäre alle vierzig Jahr über diesen Oertern eine „neue und allgemeine Ueberstürzung des Meeres gleichsam verhänget und beschlossen"; und obgleich er das eine „abergläubige Einbildung" nennt, so gesteht er doch, daß mit derselben eine lange Erfahrung übereinstimmt. Vor dem Anfang des elften Jahrhunderts sind nur ganz wenige, durch Fluthen ausgezeichnete Jahre notirt; von da aber bis auf die Gegenwart, also in neun Jahrhunderten, zählt Clement nahe an hundertundfunfzig Verheerungen, sodaß deren auf jedes sechste Jahr eine kommt. Während ihre Zahl im siebzehnten Jahrhundert die höchste Höhe erreicht, fällt dieselbe plötzlich im achtzehnten und neunzehnten, ein Umstand, der sich durch den eifriger und rationeller betriebenen Deichbau erklärt. Denn nicht die Höhe, welche das Wasser erreicht, sondern die Verwüstung, welche es anrichtet, macht die Sturmfluth zu einer großen oder historisch denkwürdigen. In alter Zeit aber waren wegen der geringern Höhe und des mangelhaftern Zustandes der Deiche auch die weniger heftigen Fluthen verderblich.

Nach der Einführung des Christenthums in Nordfriesland brachte man wohl besonders unheilvolle Ueberschwemmungen

in Verbindung mit den Heiligen, denen die Tage geweiht waren, auf welche jene fielen, denn ein Name haftet besser im Gedächtniß als eine abstracte Zahl. Von allen Heiligen aber hat jener St. Gallus, der im sechsten Jahrhundert als Apostel von Irland nach Deutschland reiste und den Rest seines Lebens tausend in einer Wüstenei zubrachte, für Nordfriesland die traurigste Bedeutung erlangt. Denn sieben große Fluthen fielen auf den ihm geweihten Tag und erhielten nach ihm den Namen; der 16. October wurde daher in Friesland als ein Erinnerungstag großen Unglücks gefeiert. Die heilige Walpurgis, aus deren Leib das berühmte wunderthätige Oel träufelte, das nie verdarb, war unsern Gegenden nicht gnädig, und auch Cäcilie, die Patronin der Musik, hat sich in der großen Cäcilienfluth des Jahres 1412 ein trauriges Andenken gestiftet. Nicht wenig Fluthen zeichnen den Epiphanientag der heiligen drei Könige aus, denselben Tag, an welchem man in Rußland aus den Städten aufs Wasser pilgert, im Eise der Newa und anderer Flüsse Löcher schlägt, um die Kinder dort zu taufen; in Friesland wurde der Schrecken dieses Tages noch dadurch vermehrt, daß Sturm und Fluthen Eisschollen gegen die Deiche und die Wohnungen der Menschen schleuderten. Aber auch die Heiligen insgesammt haben ihre schützende Macht auf die Ostküste der Nordsee nicht ausgedehnt; der ihnen geweihte Tag, der 1. November, ist hier in mehr als einem Jahre ein Unheilstag gewesen; vor Allem aber der des Jahres 1570, in Veranlassung dessen das Sprichwort aufkam:

„Allerhilligen Dag
Freßland wol beklagen mag.“

Wenn von den meisten Fluthen fast nur die Jahreszahl oder dazu das Datum auf die Nachwelt kam, die dieselben begleitenden Einzelheiten aber, wie das Meiste in der Geschichte,

der Vergessenheit anheimfiel, so ist es begreiflich, daß aus den Berichten der Hergang bei der allmähligen Zertrümmerung der oben skizzirten friesischen Uthlande nicht mehr in allen Einzelheiten zu erkennen ist. Nach der Landesbeschreibung Dankwerths reicht der festere Zusammenhang der westlichen Lande, als diese nur noch von schmalen Seestraßen durchzogen waren, nur bis an die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; wann aber durch gewaltsame Erweiterung dieser Straßen die spätern Inseln gebildet wurden, darüber herrschen nur unsichere Vermuthungen. So viel jedoch scheint aus den dürftigen Nachrichten mit Sicherheit hervorzugehen, daß die Zeit, welche dem Jahre 1240 folgte, an der Umgestaltung der Uthlande den größten Antheil hat.

Der erste Monat des vierzehnten Jahrhunderts, wenn man nicht das Jahr 1300 noch zu dem vorigen rechnen will, brachte über die Uthlande eine der verderblichsten Ueberschwemmungen, von der durch die Aufzeichnungen eines damals Lebenden einige Specialitäten auf uns gekommen sind. Das alte historische Document ist unter dem Namen der „Sylter Antiquitäten Hans Kielholts" bekannt und in mehr als einer Hinsicht wichtig für die Kunde der Vergangenheit Nordfrieslands. Als nämlich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit der Einführung des Christenthums im westlichen Theile der oben genannten Siebenharden Ernst gemacht ward und die heidnischen Tempel daselbst in Kirchen umgewandelt wurden, kam an die Kirche zu Eidham als deren erster Priester ein Herr Albertus aus Kiel. Derselbe, nach damaliger Sitte verheirathet, brachte seinen achtjährigen Sohn, jenen Hans Kielholt, mit dahin, den er jedoch bald wieder fort auf eine gelehrte Schule und von da auf die Universität zu Leipzig sandte. Während derselbe dort studirte, kamen ihm, wie er schreibt, seltsame Nachrichten von dem Zustande des Landes zu, das er verlassen

hatte; er konnte nicht glauben, daß dasselbe in Wasser sollte versunken sein; denn er erinnerte sich, Sylt hatte im Westen ein Ufer, das die Bauern die Bank nannten, braun und hart, sodaß, wenn man mit dem Hammer darauf schlug, es wie Eisen absprang. Bald darauf erhielt er jedoch von seinem auf dem Todtenbette liegenden Vater die Weisung, schnell nach Hause zu kommen. Er war aber damals Informator, auch waren die Tage zu kurz zur Reise, weshalb er erst im Frühjahr aufbrach und in einer Zeit von vier Wochen und drei Tagen den Weg von Leipzig nach Eidham zurücklegte. Zu Hause angekommen, fand er seinen Vater nicht mehr am Leben, seine reichen Güter hatten „die Officialen des Papstes" schon an sich genommen. Hierüber, sagt Kielholt, wolle er nicht klagen, sondern um das schöne und auserwählte Land, das so mit Wasser überlaufen ist, daß man nimmermehr mit Füßen darauf treten wird. Was ihm also in Leipzig unglaublich erschienen war, das muß er nun mit Augen sehen. Alte Leute erzählen ihm von der frühern großen Ausdehnung des Landes und von dem Reichthum seiner Bewohner. Soll doch ein einziger Bauer von seinem Eigenthum so viel Einkommen gehabt haben als der König aus dem ganzen Lande. Das schöne Korn hatte die Leute daselbst reich gemacht; sie hatten fast Alles, was sie brauchten, im Lande, auch Holz und Torf, und was sie nicht hatten, das holten sie zu Wagen von Hoyer an einem und demselben Tage. Nun aber fand er das Ackerland seines Kirchspiels alles mit Wasser überlaufen; seines seligen Vaters schöne Kirche stand zwölf Fuß tief im Meere; fremde Seefahrer waren gekommen und hatten das bleierne Dach und drei Glocken davon fortgeschleppt. Am Ufer aber hatte sich der Sand zu Hügeln aufgehäuft; das sind neu entstandene Dünen, über deren Vorhandensein Hans Kielholt in Verwunderung geräth; er wird sie als Knabe nicht gesehen haben.



Dieser alte Bericht giebt uns eine Ahnung von der Verwüstung des Wassers im Januar des Jahres 1300; es war am Tage des heiligen Marcellus. Die Fluth muß eine sehr große Ausdehnung gehabt haben, denn wahrscheinlich damals wurden auch alle Kirchen Helgolands bis auf zwei hinweggerissen. Nach Heimreichs Bericht stieg das Wasser vier Ellen über die höchsten Deiche und kehrte Städte und Dörfer um. Westlich von den jetzigen Dünen Sylts, wo nun das freie Meer ebbt und fluthet, lag an einer Bucht der Friesenhafen Wendigstädt, eine Stadt, die auch auf der beigegebenen Karte verzeichnet ist; sie wurde in dieser Sturmfluth weggerissen. Die größern Wasserstraßen, die von Westen nach Osten gehen, erweiterten sich, wie die schmalen Seerinnen zwischen dem Festland und den Außenlanden; die gänzliche Abtrennung dieser von jenem, wie die innere Zerstückelung wurde besonders in dieser Marcellusfluth vorbereitet, welcher fast hundert Jahre früher schon eine an dem Tage desselben Märtyrers und Papstes vorangegangen war.

Bald nach der Mitte desselben Jahrhunderts, nämlich 1354 und 1362, vollendeten noch schrecklichere Ueberschwemmungen die begonnene Umgestaltung dieser nördlichen Gegend der friesischen Uthlande, kurz nachdem der Schwarze Tod auch hier zahllose Opfer gefordert hatte. Noch am 8. September des Jahres 1362 ging die Sonne über Dörfern und Kirchspielen auf und unter, die nördlich von Föhr und Amrum und südlich von Sylt gegen die schmale, zwischen jene Inseln hingehende Seestraße sich erstreckten, sodaß die Bewohner der einen und andern Harde Nachbarn waren. Aber am Morgen des folgenden Tages war jene gefährliche Straße bis auf eine Meile erweitert, und die an ihr landeinwärts gelegenen Dörfer und Kirchen waren in der Dunkelheit einer einzigen Nacht verschwunden. Aus den weiter nach Westen hinaus gelegenen

weggespülten Ländereien Sylts und Amrums bauten alsdann Meer und Wind die Dünenkette höher und breiter auf. Und da nun zwischen Sylt und Föhr das Wasser in ungleich größerer Menge durchströmte, mußte letztere Insel durch einen Deich geschützt werden. Diese Mitternachtsfluth wird von Heimreich als die „allergrößeste" bezeichnet, und Clement bemerkt, daß sich kein einziger Landestheil in Nordfriesland fand, wo nicht Kirchen und Dörfer in die See versanken.

Während in diesen Fluthen die nördlich gelegenen Harden gänzlich vom Festland getrennt und in Inseln umgewandelt wurden, hatte der fruchtbare, oben beschriebene Strand oder Nordstrand noch einigermaßen seinen innern Zusammenhang behauptet, obgleich die zuletzt erwähnte Ueberschwemmung auch ihn mehr vom Festland getrennt hatte. Aber schon das Jahr 1240 hatte im südlichen Theil des Strandes, da wo die Hewer ihn begrenzte, eine große Umwälzung bewirkt. Südlich, zwischen den beiden jetzigen Inseln Pellworm und Nordstrand, die bekanntlich damals Theile des größern Strandes bildeten, lag an einem sichern Hafenbassin die Stadt Rungholt und rund umher eine Zahl blühender Dörfer und Kirchen. Dieser reichste und fruchtbarste Landstrich des Strandes war der in die Hewer eindringenden Fluth am meisten ausgesetzt und erlag einem zweimaligen furchtbaren Angriff derselben in den Jahren 1240 und 1300. Sieben Kirchspiele sollen nach einem Berichte ein Raub der Wellen geworden sein.

Wie ungeheuer die Wirkungen einer einzigen solchen Sturmesnacht sein müssen, das versinnlicht die Erzählung von einem in der Fluth von 1300 geschehenen Ereigniß. Aus einer östlich von Rungholt gelegenen höhern Gegend wurde eine große Strecke Moorland durch die Fluth abgelöst und über die Hewer nach Eiderstedt getragen, wo es sich auf fruchtbare Aecker lagerte. Die frühern Eigenthümer des ver-

setzten Landes, die aus demselben ihren Torf gegraben hatten, machten Anspruch auf die Benutzung auch an seiner neuen Stelle; die Eiderstedter dagegen verlangten die gänzliche Wegräumung des unwillkommnen Geschenkes von ihren Aeckern und Wiesen. Da nun dieses nicht geschehen konnte, wurde den Letztern das Recht des Eigenthums zugesprochen.

In der Gegend, wo Rungholt mit seinen Kirchspielen gelegen hatte, drang nun ein Meerbusen tief ins Land hinein, womit die fernere Verwüstung des Strandes nicht bloß vorbereitet, sondern auch der Weg derselben vorgezeichnet war. Allerdings stellten die Einwohner dem weitern Eindringen des Meeres Deiche entgegen, jedoch nicht mit ausreichender Sorgfalt. Die dem Wasser zunächst gelegenen Distrikte sind seit jener großen Fluth mehr als einmal überschwemmt, die mehr landeinwärts gelegenen jedoch durch die Binnendeiche geschützt gewesen, bis im Jahre 1615 nach Dankwerths Bericht „das wütende Meer beynah den ganzen Nordstrandt gleich„samb mit sturmender Hand eingenommen", sodaß nur die zwei Kirchspiele Pellworm und Trindermarsch trocken blieben. Nach dieser schweren Erfahrung haben die Einwohner sich fleißig an die Befestigung ihrer Insel gemacht und schon 1628 den Schaden überwunden gehabt, „daß sie in gutem Zustand in „ihrem irdischen Paradeis, aber auch wohl nicht ohne Sünde „hingelebt". Heimreich berichtet, daß man damals vor Gefahr ganz sicher gewesen; sachkundige Männer äußerten, Nordstrand habe nun ringsum einen eisernen Ring, hinter dem sich ruhig schlafen lasse. Nach vollendeter Arbeit steckte der Deichgraf in Riesummohr den Spaten in den schützenden Wall mit den Worten: „Trotz nun, blanke Hans!"

Da erhob sich an einem Sonntag Abend, es war der 11. October des Jahres 1634, als die Sonne schon untergegangen war, ein heftiger Orkan aus Südwesten, der sich

in der Nacht nach Nordwesten wandte, bei welcher doppelten Richtung die Fluth immer am höchsten steigt. Sehr bald spülte diese über die hohen Deiche, und indem das Wasser nach innen abfloß, wühlte es sich tief in die Erde und gestattete dem von außen drängenden Meere den ungehinderten Eingang an vierundvierzig Stellen. In wenig Augenblicken stand der ganze Strand unter Wasser, und in einer einzigen Stunde waren zwanzig Kirchspiele verwüstet. Die Wellen spielten mit den Trümmern von dreizehnhundert Häusern und dreißig Windmühlen; „nur die festern Kirchthürme und Kirchen ragten, wie Hansen schreibt, obgleich auch „beschädigt, aus diesem wilden Chaos, aus diesem großen „Kirchhof wie kolossale Grabmäler hervor". Was jetzt noch übrig ist, die beiden Inseln Pellworm und Nordstrand, die westliche und östliche Ecke des so reichen und fruchtbaren Landes, sind später mit vieler Mühe dem Meere wieder abgewonnen, während die nördliche Gegend und das zwischen jenen Inseln liegende Land, das anfangs bei jeder Ebbe trocken lag, durch Deiche nicht geschützt, nach und nach vom Meere fortgeführt wurde.

Das war die letzte der großartigen Umgestaltungen der nordfriesischen Uthlande, deren zerrissene und zerbröckelte Gestalt, wie sie jetzt die Karte zeigt, freilich von zahllosen Ueberschwemmungen Zeugniß giebt, zumeist aber doch das Werk des dreizehnten, vierzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist. Die spätern Fluthen, besonders die Weihnachtsfluth des Jahres 1717, die in der Nacht zwischen 1720 und 1721 und die höchste von diesen im Februar 1825 haben freilich auch Deiche überspült und zerrissen, Häuser und Menschen weggeschwemmt, aber doch verhältnißmäßig nur noch im Kleinen an jener Form geändert. Ueber den Untergang des südwestlichen Theils, des mythischen Südstrandes, der in die Nähe Helgo=

lands gereicht haben soll, fehlt es an sichern Daten. Während aber, abgesehen hiervon, in den soeben betrachteten nördlichen und mittlern Gegenden der Raub des Meeres so bedeutend war, ward in den südlichen durch den Fleiß und die Kunst der Menschen fast ebenso Viel gewonnen, als verloren ging. Das alte Eiderstedt, nämlich die Inseln Eiderstäde, Everschop und Utholm, erstreckten sich freilich viel weiter gegen Westen hinaus, als die jetzt noch erhaltene Halbinsel. Aber während man das Aeußerste preisgeben mußte, hängte man durch Eindeichung ein Stück an das andere und Alles an das Festland an, sodaß auf diese Weise auch Eiderstedt dicht vor 1634 seine jetzige Gestalt erhalten hatte, durch eine ausdauernde Arbeit von sieben Jahrhunderten. So weit zurück, bis ins zehnte Jahrhundert, reicht das Verzeichniß der achtundvierzig allmählig geschehenen Eindeichungen.

Die alten Chronisten pflegen bei den größern der Fluthen die Zahlen der in denselben umgekommenen Menschen anzugeben, Zahlen, die zuweilen ans Fabelhafte grenzen. So sollen in der Allerheiligenfluth des Jahres 1570 in sämmtlichen Gegenden, wohin dieselbe drang, über vierhunderttausend Menschen ihr Leben eingebüßt haben, aber in Nordfriesland allein zwanzigtausend. Mehr als einmal werden die Opfer nicht nach bestimmten, sondern nach vielen oder hundert Tausenden gezählt. Einige dieser furchtbarsten Ueberschwemmungen haben sich, weil, wie Heimreich sagt, Mann an Mann ertranken, unter dem Namen der Manntränken in dem Gedächtniß des Volkes erhalten, wie die Fluthen der Jahre 1162, 1362 und 1532, von denen die letztere auch wohl ohne Weiteres die große Fluth genannt ward. Je näher die Verwüstungen der Gegenwart liegen, desto mehr weichen die allgemeinen, ins Ungeheure gehenden Zahlenangaben einer genauern Aufzählung der in den einzelnen Distrieten erlittenen

Verluste. So erfahren wir, daß in der Fluth von 1532 allein in Eiderstedt elfhundert und in Nordstrand funfzehnhundert Menschen ertrunken sind. Unter denselben waren drei Prediger, die auf einer Kindtaufe beim Küster vom Wasser ereilt wurden, und deren Namen in folgenden Versen erhalten sind:

„Ein Pastor und twe Prediger zart
De musten ok mede up de Fahrt;
De eine heth H. Hertich, der andre H. Detleff,
Petrus heth de drüdde, de ok mede bleff."

Zahlen und Namen, wenn erstere auch noch so groß sind, veranschaulichen das Grausenhafte dieser Naturereignisse nicht, die sich in ihren schrecklichen Wirkungen, wie hinsichtlich der in ihnen herrschenden Angst und furchtbaren Noth, nur mit Erdbeben vergleichen lassen, wenn diese volkreiche Städte in Trümmerhaufen verwandeln. Und doch ist es noch fraglich, wo das Elend der Menschen größer ist. Denn solch' ein Erdbeben ist das Werk eines Augenblicks; die Meisten sind, ohne dessen inne zu werden, schnell dahin gerafft, während die unglücklichen Opfer der Sturmfluthen den Tod langsam und sicher herankommen sehen. Der stärkere Mann klammert sich an die Balken seines schwankenden Hauses noch eine Stunde oder zwei, nachdem die schwachen Kinder und das Weib vor seinen Augen weggerissen sind. Oft weiß er auch das nicht sicher, sondern ahnt es nur, nämlich wenn die Nacht finster ist, und er vor dem Heulen des Sturmes, dem Prasseln des Regens, der Brandung der Wogen nicht hören kann, ob die Seinen noch nach Hülfe schreien. Freilich ist das Los Derer schrecklich, die nach einem Erdbeben Tage lang unter den Trümmern schmachten müssen; aber nicht minder schrecklich ist die Lage der aus der ersten Wuth der Ueberschwemmung Geretteten. Sie haben sich auf die Böden ihrer Häuser geflüchtet;

aber die Dächer sind ganz oder zum Theil abgedeckt; durch die weiten Oeffnungen fährt der kalte Herbstwind und dringt der Regen ein. Das Haus steht nur noch auf den „Stendern", alles Mauerwerk ist herausgeschlagen; Betten und Kleidung, alle Mobilien und Nahrungsmittel sind von den eingedrungenen Wellen weit hinweggeführt; wohin das Auge blickt, überall eine große Wassermasse, die sich durch die Wehlen der Deiche nicht so schnell wieder verlaufen kann, und nun mit Trümmern und Leichen spielt. So harren die Uebriggebliebenen halbnackt in Hunger, Durst und Kälte, bis sich der Erdboden wieder zeigt, oder bis ein Boot zur Rettung naht.

Die oft erwähnte nordfriesische Chronik des Pastor Heimreich versinnlicht einigermaßen die Schrecknisse der großen Fluth des Jahres 1634, welche den Nordstrand fast ganz verwüstete. Der gegen die Nacht aus Nordwesten wehende Sturm riß haufenweise starke und dicke Bäume mit den Wurzeln aus, deckte die Häuser ab oder führte sie ganz hinweg. Finsterniß verhüllte Allen das so urplötzlich in Meer verwandelte Land und nahm zugleich alle Mittel zur Rettung. Viele sind aus ihren Betten durch die Fluth jählings fortgerissen, Andere, durch das Ungestüm des Windes geweckt, haben noch zu entfliehen versucht, ehe das Schicksal sie ereilte; wieder Andre, da sie der Unmöglichkeit der Rettung inne wurden, haben, wie Heimreich schreibt, „sich und ihre Weiber und Kinder mit „Stricken aneinander gebunden, daß, wie sie alle die Natur „und die Liebe vereiniget, also auch sie die grausamen Wellen „nicht möchten trennen". Die sich mit ihren Hausgenossen auf die Dächer geflüchtet haben, sind auf denselben als auf Schiffen herumgefahren, bis die Dächer auseinander gingen, und mit dem einen Stück der Vater, mit dem andern die Mutter, mit dem dritten die Kinder fortgeschleudert wurden; sie sind an

den noch stehenden Häusern vorübergeführt, wo man ihr Hülfegeschrei wohl gehört hat, sie aber nicht hat retten können. Dazu hat hie und da der Sturm eine Feuersbrunst angefacht, und die Menschen sind aus Angst vor dem Feuer ins Wasser gesprungen. Von den acht= bis neuntausend Bewohnern Nordstrands waren am Morgen des 12. Octobers nur noch ungefähr zweitausend übrig geblieben.

Die große Weihnachtsfluth des Jahres 1717 hat der Sohn des Chronisten Heimreich als Nachfolger seines Vaters im Amte auf der Hallig Nordstrandischmoor erlebt und ihre Einzelheiten auch beschrieben. Es wiederholen sich hier in kleinerm Maßstabe dieselben Schreckensscenen. Unversehens in der Nacht auf den ersten Christtag, zur Zeit, da das Wasser ebben sollte, und also Alles in sicherm Schlafe lag, stand es schon auf der höchsten Stelle, und während die Wände des Pastorats eingeschlagen wurden, rettete sich die Familie fast nackt auf den Boden des Hauses. Ebenso erging es, bis auf eins oder zwei, sämmtlichen Häusern des kleinen Wurtdorfes auf Nordstrandischmoor. Fast alle Habe und alle Vorräthe waren hinweggeschwemmt, die Brunnen für Vieh und Menschen waren voll Salzwassers gelaufen. Mit einem Brote und etwas Bier hat Heimreich sich, seine Frau und Tochter in der empfindlichsten Kälte acht Tage lang erhalten müssen. Dasselbe Unglück traf damals sämmtliche Halligen, von deren einigen verzweifelte, aber vergebliche Versuche zur Erhaltung des Lebens, Scenen des Jammers, mitgetheilt werden.

Selbstverständlich ereignen sich auch in solcher allgemeinen Noth, wo an ein Entfliehen nicht zu denken ist, und der Mensch widerstandslos das Unheil näher und näher kommen sehen muß, Fälle unverhoffter, fast wunderbarer Rettung aus der Gefahr. So sind nach des Chronisten Heimreich Bericht

in einer Fluth des zwölften Jahrhunderts lebende Kinder in Wiegen, Mulden und Fässern, und Männer auf Balken weithin getrieben „und in fremder Gegend zu Lande gekommen". In der großen Ueberschwemmung des Nordstrandes ist eine alte fromme Frau, während ihr Haus um sie niederschlug, in ihrem Bette auf eine nahe Werft getrieben „und ihre Oberdecke ist nicht einmal naß geworden". Der Sohn des Chronisten erzählt, daß in der Fluth von 1717 ein Mann mit dem Obertheil seines Hausdaches über drei Viertel Meilen weit geschwommen ist und so sein Leben erhalten hat. Fast ans Wunderbare grenzt die Rettung eines Ehepaares auf dem jetzigen Nordstrand in derselben Ueberschwemmung. Die Leute bewohnten ein Haus, das ohne die gewöhnliche Erhöhung auf ebnem Felde stand. Das ganze Haus wurde vom Wasser aufgehoben, fortgetragen und auf eine sichere Stelle des Deiches gesetzt. Damals ahnten die Bewohner jener Insel hinter ihren Deichen ebenso wenig als der Prediger auf der Hallig die große nahe Gefahr. Aber da die Katholiken daselbst um Mitternacht aus der Christmesse nach ihren Wohnungen gingen und gewahrten, daß die Fluth schon oben am Deiche spülte, haben sie die an den gefährlichen Stellen wohnenden Menschen geweckt und vielen das Leben gerettet.

Mit der Erhaltung des Lebens in einer solchen Fluth ist oft nur sehr wenig gewonnen, denn nicht selten sind die langen Folgen derselben schrecklicher noch als das schnell hereinbrechende Unglück. „Es ist billig zu merken", schreibt Heimreich, „daß solche Ergießungen der Wassere nicht allein eine „Straffe an ihnen selbst seyn, sondern auch Bedeutungen an„drer Straffen, als des Sterbens und der Pestilenz, wie nach „der anno 1230 ergangnen Fluth ein solches Sterben ist er„folget, daß kaum der zehende Mensch überblieb." Leicht ist übrigens aus einer Ueberschwemmung das darauf folgende

Unheil zu prophezeien. Denn Korn und Heu in den Scheunen wird weggeschwemmt oder verdirbt im salzen Wasser; mit der keimenden Wintersaat ist sogar die Hoffnung auf die Ernte des nächsten Sommers vernichtet; das Vieh ertrinkt, wie allein in der Fluth auf Nordstrand über funfzigtausend Stück; das gesammelte Trinkwasser wird ungenießbar; die Wohnungen, zum Theil ganz zertrümmert, zum Theil arg beschädigt, bieten keinen Schutz gegen den rauhen Winter, und auch die Feuerung ist sammt Betten und Mobilien ein Raub der Wellen geworden. Da ist es kein Wunder, daß Seuchen und Theuerung den Ueberschwemmungen folgen, daß nach diesen zuweilen ganze Dörfer ausgestorben sind. Unter solcher Noth, wenn es an Menschen und Lebensmitteln fehlt, wenn die Wiesen versandet und aufgewühlt, die Aecker mit Unrath bedeckt sind, sollen dann vor allem mit ungeheuren Kosten die Deiche wieder hergestellt werden, durch deren Oeffnungen das Meer ungehinderten Zutritt hat. Nicht selten ist das ganz unmöglich; oder man zieht sich mit dem neuen Deich auf einen kleineren Raum zurück und baut aus dem Material der draußen gelassenen Häuser und Kirchen neue Wohnungen — ein trauriger Umzug!

Das Schicksal der zwei- bis dreitausend aus der großen Fluth von 1634 geretteten Bewohner des alten Nordstrandes möge uns die bösen Folgen veranschaulichen, die ein solches Unglück nach sich zieht. Heimreich berichtet uns, daß „Ihre „Hochfürstliche Durchlaucht, Herzog Friedrich III., sich solchen „erbärmlichen Schaden hoch zu Gemüthe gezogen“ und im Jahre darauf verordnet habe, daß Jeder sein Land, wie das seiner umgekommenen Verwandten, das er zu erben gedenke, solle aufzeichnen lassen und mit der Bedeichung desselben den Anfang machen, dazu fremde Arbeiter herbeiziehen; die geretteten Güter, deren Eigner nicht mehr aufzufinden, sollen zur

Eindeichung verwendet werden; diejenigen aber, welche diese Arbeit auf sich nehmen wollen, sollen sechs Jahre lang von allen Abgaben befreit bleiben.

Sogleich machte man sich ans Werk. Man zog um eines der Kirchspiele, um die Trindermarsch, an der Bucht gelegen, die einst durch die Verwüstung Rungholts gebildet worden war, einen neuen Deich; doch derselbe wird im folgenden Herbste wieder weggerissen, und auch alle spätere Arbeit ist vergebens. Man versuchte es in einem andern Kirchspiel, aber gleichfalls ohne Erfolg. Glücklicher war man auf der Südwestecke des alten Nordstrandes, im Kirchspiel Pellworm. Hier arbeitete man unermüdet so, daß nach drei Jahren das Meiste des bedrohten Landes schon gesichert war.

Dagegen hatten sich die geretteten Bewohner des südöstlichen Theils der verwüsteten Insel einstweilen auf eine hohe unfruchtbare Stelle zurückgezogen, wo vorher weder Gras noch Korn gewachsen war, wo sie sich kümmerlich mit Fischerei, salzer Gräsung und Torfgraben nährten. Das ist die Entstehung der jetzigen Hallig Nordstrandischmoor. Den dorthin geflüchteten Armen bewilligt „Ihre fürstliche Durchlaucht gnädigst, daß sie daselbst ihren eignen Gottesdienst möchten anstellen", und ihre Prediger von dem Gelde besolden, das aus dem Verkauf der zerstörten Kirchengebäude und der Leichensteine gewonnen ward. Der geistlichen Noth war somit landesväterlich abgeholfen; im Uebrigen aber glichen die armen von ihrem Grund und Boden Vertriebenen einem Bettler, der vom Fürsten die Erlaubniß erhalten hat, sich in der Residenz ein Haus zu bauen. Denn es fehlte ihnen an Händen und Geld, ihr vom Meere hart bedrohtes Eigenthum durch Deiche zu schützen. Herzog Friedrich trat deshalb mit „den hochmögenden Staaten der vereinigten Niederlande" in Unterhandlung, die danach einen Deichgrafen zur Schätzung des

etwa zu gewinnenden Landes sandten. In Folge dessen bewarben sich Niederländer um die Erlaubniß, das Werk auszuführen, wofür sie den vollen Besitz der gefährdeten Ländereien verlangten. Obgleich nun die Eigenthümer, die sich derweilen auf dem Moore angesiedelt hatten, dagegen supplicirten und verlangten, daß ihnen ihr väterliches Erbe verbleibe, wie es sich von selbst verstand und überdies versprochen war, so wurde doch den Fremdlingen im Juli 1652 von Regierungswegen Alles contractlich abgetreten, Aecker, Wiesen, Moorland und Kirchenländereien, das Recht der Fischerei und Jagd, Criminal- und Civiljustiz, und nur der „Seefund", die Civilappellation und die „Superiorität" bleibt dem Herzog vorbehalten, dem die Contrahenten Treue zu geloben haben. Was sie bedeichen, soll ihnen eigenthümlich zugehören; sie sollen das Recht haben, es nach Gefallen zu benennen, zu behalten oder zu verkaufen; sie sollen spätestens im Jahre 1654 mit der Bedeichung den Anfang machen, von da aber sollen sie so wenig oder so viel, so schnell oder so langsam eindeichen, als ihnen beliebt, und die Erde dazu wegholen, wo sie wollen, die nöthigen Grassoden aber von den Halligen nehmen gegen Bezahlung; — das war das Weideland, fast der einzige Nahrungsquell der armen Ueberschwemmten; — sie sollen ohne eine zu leistende Entschädigung alle alten Kirchthürme, Glocken, Kirchenornamente, Predigerhäuser und Schleusen in Besitz nehmen; sie sollen freien Handel in allen fürstlichen Ländern und Städten haben, so lange ihre Deiche dauern, und vor dem Ablauf des vierzehnten Jahres nach Vollendung des Deichwerkes keinerlei Abgaben entrichten; sie sollen freien Kultus ihres katholischen, lutherischen und reformirten Glaubens üben dürfen, nach ihrem Belieben verfügen über alle Kirchenländereien und Güter, über Prediger, Küster, Schulen und Hospitäler; sie sollen ihr eigenes Recht sich selbst be-

stimmen, Gerichte einrichten ohne Appellation, Beamte anstellen, „wie und wo es ihnen bequemest dünken würde“, und diese selbst beeidigen; alle früheren Bedeichungsprivilegien und Contracte Sr. fürstl. Durchlaucht sollen hiermit annullirt sein; vor allen Ansprüchen der frühern Eigenthümer, Creditoren oder Privilegirten sollen die Fremden ohne Kosten und Schaden gesichert sein; sie sollen das Recht haben, alle im Lande noch vorhandenen Häuser, nach unparteiischer Leute Werthschätzung, an sich zu nehmen; wäre aber die verlangte Summe zu hoch, so sollen die Eigenthümer der Wohnungen verpflichtet sein, dieselben auf Verlangen „von Stund an“ abzubrechen. Wenn endlich die einmal von ihnen eingedeichten Ländereien wieder überschwemmt würden, und sie genöthigt wären, „den Spaden auf den Deich zu setzen“, so sollen sie dennoch nicht, wie die frühern Bewohner, ihr Eigenthumsrecht dadurch verlieren.

Will man sich alles Urtheils über das Verfahren des Herzogs von Schleswig gegen seine eigenen und dazu unglücklichen Unterthanen enthalten, so geht doch zum wenigsten aus diesen Regierungsmaßregeln klarer als aus aller Beschreibung die Größe des Elends hervor, das eine solche Ueberschwemmung zur Folge hat, und wie ungemein schwierig es sein muß, dem Meere seine Beute wieder zu nehmen. Zehn Jahre nach dem Unglück wird den so hart Getroffenen durch ein Mandat befohlen, den Fremdlingen Alles abzutreten. Heimreich erzählt, als er dies Proclam am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis von der Kanzel kund gemacht, da ist das „nicht ohne bittre Zähren der alten Landeigner angehört“. Während nun die Fremdlinge in den folgenden Jahren einen Deich von ungefähr drei Meilen Länge aufführten, und so das jetzige fruchtbare Nordstrand aus dem Meere wieder heraufholten, mußten von jenen einige sich als Knechte verdingen,

wo sie Herren waren, andere wanderten aus, nach Holland, wo sie Seedienste nahmen, oder bei Handwerkern arbeiteten, andere zogen nach Föhr, wo sie zum Aufblühen des Fleckens Wyk die Hauptveranlassung wurden.

Die spärlichen Nachrichten über die Zertrümmerung der nordfriesischen Uthlande verdanken wir den gelegentlichen Notizen christlicher Prediger. Ohne Ausnahme erblicken diese in den Sturmfluthen gerechte göttliche Strafgerichte; aber weil doch die Geheimnisse einer „gütigen Weltregierung" der Erklärung bedurften, so mag der sittliche Zustand, der hier keinenfalls schlechter war als anderswo, den Geistlichen unter Einwirkung der grausenhaften Naturereignisse in einem trüben Lichte erschienen sein. So behauptet besonders von den Bewohnern Nordstrands einer ihrer Prediger schon vor der letzten entscheidenden Ueberschwemmung, „daß sie diese Landstrafe wohl verdienet", weil sie jederzeit „frech und ruchlos" gewesen, auf sich selbst viel gehalten, dagegen die Fremdlinge — wozu zum Theil auch die Prediger gehörten — verachtet haben, „die sie aus keiner oder doch liederlicher Ursache entlei„ben; achten's auch nicht höher, als ob sie einen Hund erschla„gen hätten". Können sie mit Fremden nicht anbinden, so fallen sie übereinander her und stoßen sich ihr „Brodmesser" in den Leib; durch „gute Advocaten und Geschenke" aber wissen sie sich von der Ahndung frei zu machen. Ehebruch, Wucher, Schwelgerei „ist ihnen vorzeiten (!) so angenehm gewesen, daß „ein Tagelöhner sechs oder sieben Mal im Sommer gegessen, „und das Tischtuch den ganzen Tag über nicht vom Tische ge„kommen". Gegen solche Ueppigkeit aber haben „Ihrer fürstl. Gnaden strenge Mandaten" nichts ausrichten können; sie bleiben vielmehr „frech und hartnackicht in ihrem Unglücke". Dergleichen christliche Testimonia stehen, wie das nächste Kapitel darthun wird, im Widerspruch mit dem, was man sonst von

der Art und dem Charakter der Friesen weiß, und sicher ist der Vorwurf grassirenden Ehebruchs eine Unwahrheit. Der besonnene Heimreich ist weit entfernt, über seine unglücklichen Landsleute so den Stab zu brechen. Dennoch überschreibt auch er das Kapitel, das über die Verwüstung des Nordstrandes handelt, „Von der Anno 1634 ergangenen landverderblichen Sündenfluth", und wendet überhaupt diese Bezeichnung zum öftern auf die Fluthen an, von denen er berichtet. Seiner Chronik setzte ein Magister Abel Finken „ein klägliches Trauergedicht" voran, in welchem er besingt, wie nach der vergönnten, aber nutzlos verstrichenen Bußzeit

„Die Wellen Gottes Sache
Hie trieben mehr als scharf, und übeten die Rache."

Dieselbe Ansicht von der eigentlichen oder moralischen Bedeutung der großen Sturmfluthen treffen wir schon in weit früherer Zeit. „Kommt es nicht", fragt ein alter friesischer Prediger, „von der Unheiligkeit der Menschen her, daß der „Allerheiligentag so oft ein Tag des Zornes gewesen ist?" Als die wahre Ursache der großen Fluth vom Jahre 1300, in welcher Rungholt unterging, nennt Heimreich „die übermachte „Sünde und Boßheit der Einwohner, die Gottes heiliges Wort „und die Sacramente verachtet"; mehr vorsichtig als gläubig fügt er jedoch hinzu: „dazu denn auch gekommen ist, daß die Teiche zu der Zeit gar niedrig und gering gewesen." Die christliche Ansicht von der moralischen Bedeutung der rungholter Verwüstung ist in einer Sage ausgesprochen und aufbewahrt. Einige verwegene Leute machten eine Sau trunken und legten sie ins Bett, sandten alsdann zum nächsten Priester mit der Bitte, er möge kommen und einem im Sterben liegenden Kranken das letzte Abendmahl reichen; sie hatten aber vorher beschlossen, denselben, wenn er ihnen nicht den Willen thun würde, ins Wasser zu stürzen. Der Priester hat sich,

ehe sie Hand an ihn legen konnten, unvermerkt davon gemacht, ist aber auf seinem Heimwege von zwei Burschen, die im Kruge zechten, aufgehalten. Als er nun diesen die Schmach, die ihm widerfahren, geklagt, haben sie sich die Büchse mit der Hostie zeigen lassen und Bier dahinein gegossen, indem sie lästernd sagten, daß, wenn sein Gott da drinnen sei, er auch mit ihnen trinken müsse. Der christliche Prediger ist alsdann in die Kirche gegangen und hat, anders als sein biblisches Vorbild, die Strafe des Himmels auf die Ruchlosen herabgefleht, und in der Nacht darauf ist ihm durch eine Offenbarung mitgetheilt, daß das Land, wo Solches hatte geschehen können, solle verwüstet werden. Wie er alsdann den Rücken wandte, haben sich Sturm und Meer erhoben und Rungholt mit den sieben Kirchspielen gänzlich verschlungen. Jedoch kann der Glaube an ein Strafgericht, das hier vollzogen ward, nicht allgemein gewesen sein; denn es schien den Mitlebenden das Glück dieser Oerter so sicher gegründet, daß sie einen völligen Untergang auf immer für unmöglich hielten, und auf ihre Nachkommen die Ueberzeugung vererbten, diese volkreiche Gegend werde vor dem Jüngsten Gericht noch einmal über den Boden des Meeres erhoben werden. Man sah bei klarem Wetter die Thurmspitzen aus dem Grunde hervorragen und hörte in stiller Luft den Klang der Glocken tief aus dem Wasser.

Wie die christlichen Chronisten die wahre Bedeutung der Fluthen, die ihre Kirchspiele verheerten, erkannt haben, nachdem sie hereingebrochen waren, so haben sie ihrem Zeitalter gemäß gleichfalls erkannt, daß die Menschen durch allerlei wunderbare Zeichen vorher auf dieselben waren aufmerksam gemacht worden. Solcher Vorbedeutungen wird eine Menge aufgezählt. Es finden sich Aale im Heu, das Wild kommt vom Festlande nach Nordstrand geschwommen; es zeigt sich

am Meeresufer ein ungewöhnliches Schwein, das sich in ein braunes Pferd verwandelt; man findet Blut im Schnee wie im Brote, und es regnet heißes Blut; die Fruchtbäume blühen im Herbste; eine Henne legt drei aneinander gewachsene Eier, eine andere legt fünf, in denen Nichts als Wasser ist. Wobei nur zu beklagen war, daß diese „ungezweiffelten Zeichen und gewissen Vorboten" von Denjenigen, die sie hinterdrein als solche erkannten, nicht zu rechter Zeit richtig gedeutet sind.

Wer tief im Innern des Landes von solchen Ereignissen hört, könnte nicht ohne Grund verwundert fragen, wie es möglich war, daß da noch Menschen blieben, wo nur ein Mal eine so furchtbare Unsicherheit des Eigenthums und Lebens erfahren ward. Muß nicht Jeder lieber im Dienst der Fremde sein Brot essen wollen, als reiches Korn und fette Milch von einem Boden gewinnen, auf dessen Besitz der starke Feind tückisch lauert? Die Bewohner dieser Gegenden können mit ebenso großem Rechte dagegen fragen, wie in der Nähe des Vesuvs oder Aetnas Jemand nur eine Nacht ruhig schlafen könne. Fruchtbare Thäler sind durch die Ausbrüche dieser Berge in Einöden, und blühende Städte in Schutthaufen verwandelt, zu wiederholten Malen sind dort Tausende ein Opfer ihres Glaubens an die Sicherheit ihrer Heimath geworden. Keine Erfahrung hat sie von da weggescheucht; die übrig Gebliebenen bauen ihre Wohnungen auf dem unsichern Grunde abermals. Mit seinen üppigen Obstpflanzungen drängt sich der Mensch in die Nähe des gefährlichen Kraters, so weit als der eben erkaltete Lavastrom es irgend gestattet. Und in derselben Weise sehen wir in Romanen, auf der Bühne wie im wirklichen Leben die betrogene Geliebte den Schmeicheleien und und Gelübden ihres Treulosen neuen Glauben schenken. Wir aber wundern uns darüber nicht, weil wir wissen, daß der sinnliche Eindruck des Augenblicks mächtiger ist als alle frühere,

dem widersprechende Erfahrung; denn diese ist, weil vergangen, nur noch eine Vorstellung, die sich zur unmittelbaren Gegenwart verhält, wie ein schreckendes Phantasiebild der Nacht zur tröstlichen Wirklichkeit des hellen Tages.

Wer in unsere Gegenden kommt und das Meer sieht, wie es im Sonnenlicht eines Sommertages sich freundlich um diese Ländertrümmer legt, der begreift oder ahnt doch die Gewalt, mit der es die Menschen seiner Ufer gefesselt hält. Langsam ebbt es fort und langsam fluthet es zurück und wirft den an seinem Strande spielenden Kindern Steine und Muscheln zu; hier ebnet es sich wie ein Spiegel, und dicht daneben kräuselt sich seine Oberfläche leicht und wirft wie von zahllosen Diamanten das Licht zurück; dann wogt es, tief aufgewühlt, unruhig und spritzt den blendend weißen Schaum weit auf den Ufersand; bald aber säuselt es mit feinen Wellen, wie die Blätter im Walde rauschen. Vom häßlichen Grau und durchscheinenden Grün wechselt es seine Farbe in tiefes Dunkelblau, und erscheint am Abend mit rothen, gelben und violetten Tinten angehaucht. Wer kann da noch an Tücke und gewaltsame Zerstörung denken? Die Ufer mit den Bäumen, die ruhig vor Anker liegenden Schiffe spiegelt es rein zurück, wie ein unschuldiges Kinderauge. Den am Strande Wartenden bringt es die Verwandten und Freunde, oder entführt sie ihnen auf eine viel schönere Weise, als der an die Eisenschienen gebundene Wagenzug, oder die schwere, bestäubte Postkutsche. Die Ostsee hat freundlichere Ufer und sie bespült dieselben, ohne sie fortzureißen. Diese aber verleihen ihr mehr den Charakter eines Binnensees, während der meist kahle Strand, das Gefahr bringende Ebben und Fluthen, die schroffen Contraste der mit dem Weltmeere unmittelbarer verbundenen Nordsee ihr unverkennbar den Charakter der Großartigkeit geben. So ist dieses Meer wohl im Stande, den an seinen Ufern und auf

seinen Inseln gebornen Menschen eine Anhänglichkeit und Liebe einzuflößen, wie dem Schweizer seine Alpenthäler und Gletscher, und zwar unvermerkt, sodaß sie erst fern von ihm inne werden, was sie entbehren, und daß sie es nicht entbehren können.

Dem Sommergast, der mit Zurücklassung seiner Sorgen und Freuden, mit der Empfänglichkeit für die immer neuen Eindrücke des Meeres dasselbe von seiner freundlichen Seite kennen lernt, muß an einem klaren, ruhigen Tage der Bericht jener geübten Feindseligkeiten fast als eine Fabel klingen. Der Geschichtschreiber dieser Gegend, der Chronist Heimreich, hält es für nöthig, seine Landsleute, die das Geschilderte selbst erfahren haben, daran zu erinnern, daß sie, wenn sie ruhig in ihren Häusern wohnen wollen, erst alsdann mit ihrer Deicharbeit ein Ende machen dürfen, „wenn dermahleins alle Dinge ein Ende werden gewinnen". Schwerlich werden diese Trümmer des zerstörten Landes beim Untergang aller Dinge noch vorhanden sein.

VII.

Die Bewohner der nordfriesischen Uthlande.

Allgemeine Charakteristik. Der Name. Erstes Auftreten der Friesen in der Geschichte. Die Zeit des politischen Einflusses. Wechselndes Verhältniß zu Dänemark. Schluß auf den Charakter. Das nationale Bewußtsein und der Egoismus. Karls des Großen Freiheitsbrief. Bauernrepubliken. Anhänglichkeit an das nationale Recht. Treue gegen die nationalen Götter. Art des friesischen Christenthums. Der friesische Charakter im Verhältniß der Geschlechter. Ausdauer in der Arbeit. Der Deichbau als Bedingung der Cultur. Die Friesen als tüchtige Seefahrer. Egoismus im Privatleben. Glückliche Vernunftanlage. Navigations- und Volksschulen. Charakteristische Besonnenheit.

Nach der Schilderung des nordfriesischen Insellandes und seines Schicksals wird man, auch ohne dessen Bewohner zu kennen, geneigt sein, diesen einen hohen Grad von Unerschrockenheit, Fleiß und Ausdauer zuzusprechen, dazu gesunde Sinne und also klaren Verstand, einfache Sitten und Bedürfnisse und wahrscheinlich auch eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Denn ohne alle Frage sind solche Eigenschaften des Herzens und Kopfes erforderlich, wenn Menschen ihre physische Existenz einem so unerbittlichen Feinde, wie das Meer,

zum Theil erst abgewinnen, zum Theil gegen ihn vertheidigen, und bei der Erfahrung, wie unsicher beides ist, bis auf den letzten Augenblick sich behaupten sollen. Das ist kein Land, wo in bequemer Trägheit Weichlichkeit und Luxus gedeihen, das ist keine Natur, die durch üppigen Reichthum der Formen die Phantasie auf Kosten des Verstandes reizt und bildet. Vielleicht auch läßt sich mit Recht behaupten, daß hier die gemeinsame Gefahr die Menschen näher als anderswo aneinander schließen und ein starkes Gemeinwesen gründen mußte, das wiederum Gefühl und Sinn für Recht und Ordnung voraussetzt. Ferner, eine Nation, die mit so zäher Ausdauer an ihrem unsichern Grund und Boden haftet, wird auch die alte Sitte, die vererbte Gewohnheit des Lebens treu bewahren und heilig achten. Stolzes Selbstgefühl, Liebe zu Unabhängigkeit, Haß gegen Herrscherwillkür muß voraussetzlich in einem Lande gedeihen, das sich jeden Tag gleichsam in Eroberungszustand befindet. Und weil endlich eine ungastliche Natur den Werth des Hauses erhöht, Trennung und Wiedersehen aber, das stete Los Derer, welche die See zum Gewinn hinauslockt, die Gattenliebe innig und frisch erhalten, so wird auch auf die Art des Familienlebens ein günstiger Schluß zu ziehen sein.

Die Naturbeschaffenheit des Bodens bedingt freilich gewisse Eigenschaften des Volkes, das ihn bewohnt und bebaut jedoch nicht alle und nicht mit Nothwendigkeit; die eben angeführten sind jedoch, besonders in neuerer Zeit, von verschiedenen Schriftstellern den Friesen nördlich von der Elbe zugesprochen. Es ist ihnen von Denen, die ihre Geschichte studirt haben, wie von Professor Michelsen, eine seltene Kraft in Behauptung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Rechte und heimischen Sitten nachgerühmt. Saxo Grammaticus bezeichnet sie als „natura feroces", was Dankwerth durch „von Natur

freche Leute" übersetzt. Die Anschauung ihres gegenwärtigen Lebens, die sich in demselben kund thuende ungeschminkte Natürlichkeit, wie eine ehrenhafte Biederkeit, haben Stoff zu Novellen abgegeben. Clement jedoch hat die Entdeckung unserer Urgroßmütter, daß früher Alles besser war, an seinen Landsleuten in hohem Grade bestätigt gefunden. Er sagt: „Die „Menschen sind nicht so gut und ehrlich mehr, sie sind häß„licher geworden, herzloser. Das ländliche Glück ist weg, der „Allgemeingeist weg, der Wohlstand weg, die alte herrliche „Sitte weg. Und alle Inseln entflohen — ein schwermüthi„ges Wort. Ihr seid nicht heiter mehr, nicht recht friesisch „mehr. Denn wie die See von Westen an deinen Küsten „zehrt, Land der Friesen, so nagt die Welt von Osten deine „Wahrheit, deine Liebe, deine Einmüthigkeit, wovon wenig „mehr übrig ist, deinen Muth, das ist die Frucht eines rei„nen Gewissens, dein Rechtsgefühl und deine That=Religion „weg, welche sich zu Lippentrug und Kopfnicken erniedrigt." Vom Volk der Gegenwart kann Clement freilich aus eigner Erfahrung reden, jedoch bestätigt er sein abstractes Urtheil durch einzelne Thatsachen nicht; und im Gegentheil, aus dem See= und Strandraub seiner Ahnen und den dabei vorgefallenen Schändlichkeiten, aus dem blutigen Hader der einen Harde gegen die andere und gegen gleichgeartete Nachbarn, aus den auch in Nordfriesland geführten Hexenprocessen, die allerdings mehr Gewicht haben als heuchlerisches „Kopfnicken", hat er keine allgemeingültigen Schlüsse auf den Charakter der Vorzeit gezogen. Es wird auch hier, wie überall, Licht und Schatten gemischt sein; und wenn der Geschichtschreiber in der einen Zeit nur jenes, in einer andern nur noch diesen zieht, so erinnert er an jene Trauerspieldichter, welche Tugend und Bosheit an verschiedene Personen vertheilen.

Somit wird es nothwendig sein, die Geschichte zum Zeugniß

aufzurufen, schon darum, weil so allgemeine Begriffe, wie Unabhängigkeitsgefühl und Halten an heimathlichem Recht und vererbter Sitte, Gemeinsinn, Biederkeit, Frömmigkeit und Familienliebe, und was dergleichen Abstracta der Sprache mehr sind, erst dann einen anschaulichen Sinn geben, wenn sie aus der Wirklichkeit abgeleitet und durch sie mit Inhalt erfüllt sind.

Der Name unsers Volksstammes hat zu verschiedenen Deutungen wie zu Mythen Veranlassung gegeben. Professor Michelsen findet in dem Worte Friesland die Bedeutung eines Randes oder Saumes, obgleich Adelung diese Bedeutung nicht kennt. Dankwerth, welcher bemerkt, daß Friesen aus Fresen corrumpirt ist, führt den Namen auf ein altes Wort „Werr" zurück, welches Wasser bedeutet, und unter anderm auch im Flusse Werra erhalten ist; aus Werres= oder Wasserland ist dann in schneller Aussprache Wresland oder Fresland geworden. Heimreich hält es für nöthig, den Namen seines Volkes gegen gravirende Ableitungen in Schutz zu nehmen: „Sein „Fresen geheißen nicht vom Fressen, wie Diejenigen erachten, „die nur auf ihre vielen Mahlzeiten sehen und nicht betrachten, daß die Arbeitsleute selbiger Oerter also müssen mit „Kost und Bier versorget werden, damit sie der in diesen „Landen fürfallenden schweren Arbeit Bestand sein mögen." Dennoch meint er, daß Herzog Georg von Sachsen den Namen darum „nicht uneben" so gedeutet hat, weil ihm in seinem Zuge wider die Fresen 1514 Meißen und Thüringen aufgefressen sei. Auch vom Zeitwort „friesen oder frieren" dürfe der Name nicht abgeleitet werden, weil die in Friesland herrschende Kälte nicht stärker sei, als in andern Gegenden desselben Himmelstriches; ebenso wenig von der Freiheit, welche die Friesen erst unter Karl dem Großen erhalten haben, während sie schon bei alten griechischen und lateinischen Schriftstellern Fresi oder Fresones heißen.

Heimreich führt vielmehr einen Stammvater Freso auf, durch welchen man unwillkürlich an den Teut der Deutschen oder den Heber der Hebräer erinnert wird. Dieser Freso aber war Fürst eines Landes in Indien, das Benedicta Fresia, gesegnetes Fresland, geheißen haben soll; er wurde mit zwei Brüdern und vielen Angehörigen durch einen Usurpator aus seinem Reiche vertrieben. Ihnen verhalf freilich Alexander Magnus zur Wiedererlangung desselben; aber nach dessen frühem Tode haben sie sich dennoch mit dreihundert Schiffen auf und davon gemacht, und sind nach achtjähriger Irrfahrt, nachdem sie zweihundertsechsundvierzig Fahrzeuge verloren hatten, hier und da zu Lande gekommen, der Freso an den Küsten der Nordsee. Dies nennt Dankwerth „fabuliren", und meint, wenn die „Fledermäuse", d. h. die unbekannten Autoritäten, auf die man sich beruft, „dermaleins an das Licht treten möchten, so „würde männiglich aus dem Gesange den Vogel leicht erkennen". Die Friesen als einen deutschen Volksstamm anzusehen, dafür spricht nach Heimreich die nahe Verwandtschaft der deutschen und friesischen Sprache, welche letztere nur ein Dialekt jener sei. Entschieden tritt Dankwerth der Ansicht von der friesischen Nation als einer deutschen bei, sich dabei auf Tacitus berufend. Für seine Ableitung sämmtlicher germanischen Stämme, und also auch der Friesen, von dem biblischen Dodanim, dem Urenkel des Noah, beruft er sich freilich auf jenen römischen Geschichtschreiber nicht; wie er denn überhaupt bemerkt, daß die Wahrheit des Herkommens aller Völker „gemeiniglich in einem tiefen Brunnen verborgen liegt". Michelsen zieht das Resultat, daß, weil in der Geschichte keine Spur einer Einwanderung der Friesen in ihre Gegend aufzufinden sei, diese das Recht haben, sich für Ureinwohner in ihren Wohnsitzen zu halten, welches Eingeständniß ein milder Ausdruck ist für Verzweiflung der Geschichtsforschung an sich selber.

Wie überhaupt die frühern Historiker gern so weit als möglich in die Vergangenheit zurückgehen, am liebsten bis zur Arche des Noah, so führt auch unser Chronist Heimreich die Friesen schon zur Zeit des Königs David, also gut tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, mit dem mythischen Könige Dan zusammen, auf den die nordische Sage ein dänisches Königshaus gründet. Dieser soll damals die Friesen sich unterworfen haben. Nachdem dieselben mehrere hundert Jahre ganz wieder in den mythischen Nebel untergetaucht sind, erscheinen sie plötzlich in jenem großen Zuge nordischer Völkerschaften gegen römische Besitzungen, den man den Cimberzug nennt, und der bekanntlich mit dem Siege des römischen Feldherrn Marius ein trauriges Ende nahm. Vielleicht nicht unsere nördlich von der Elbe wohnenden Friesen, aber die Stammesgenossen an den Mündungen des Rheins und der Schelde haben alsdann mit den Römern bald in freundlichem Verkehr gestanden, bald sind sie mit denselben in blutige Conflicte gerathen. Friesen sollen dem Julius Cäsar als seine „Leibwächter" zur Eroberung Britanniens gefolgt sein; sie sollen dem Kaiser Tiberius wie dem Germanicus in den Kriegen gegen die deutschen Nationen gute Dienste geleistet und ein so großes Vertrauen bei den römischen Kaisern genossen haben, daß sogar der mißtrauische Nero aus ihnen die Leibwache seiner Mutter gebildet haben soll. Aus der Regierungszeit dieses Kaisers erzählt Tacitus eine Anekdote von den Friesen, die als charakteristisch hier eine Stelle finden mag. Als damals nämlich wegen Unthätigkeit der Soldaten die Furcht vor den römischen Waffen schwand, besetzten die Friesen eigens für die römische Armee reservirte Ländereien, und zwar unter Anführung des Verritus und Malorix, welche, wie Tacitus sagt, „jene Nation beherrschten, insoweit die Deutschen sich beherrschen lassen", das will sagen, zu des Tacitus

Zeiten. Die beiden wurden jedoch zu Unterhandlungen mit den Römern genöthigt, weshalb sie nach der Hauptstadt reisten. Da sie hier auf eine Audienz beim Kaiser Nero warten mußten, gingen sie, um die Volksmenge zu sehen, ins Theater des Pompejus. „Dort", so berichtet der alte Classiker weiter, „erkundigten sie sich aus Langeweile — denn an „den Spielen, die sie nicht verstanden, fanden sie kein Ver„gnügen — nach den Plätzen und dem Rangunterschiede, wo „die Ritter säßen und wo der Senat, und bemerkten auf den „Sitzen der Senatoren Einige in fremder Tracht. Sie fragten, „wer diese wären; und da sie hörten, daß diese Ehre den Ge„sandten der Nationen erwiesen würde, die sich durch Tapfer„keit und Freundschaft gegen die Römer auszeichneten, riefen „sie laut, daß unter den Sterblichen keine den Germanen an „Kriegsmacht oder an Treue überragten; stiegen alsdann hinab „und setzten sich unter die Senatoren. Freundlich nahmen das „die Zuschauer auf, als einen Beweis alter Treue, der Nach„eiferung werth."

Wie an dem großen Cimberzuge betheiligten sich die Friesen auch an den Zügen der Angeln und Sachsen nach Britannien, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Nach einigen Schriftstellern sollen sich die Anführer Hengist und Horsa, von den Einwohnern Britanniens gegen die räuberischen Picten und Scoten zur Hülfe gerufen, in Tondern, nach Andern in dem sylter Hafen Wendingstadt eingeschifft haben, und außer Angeln und Sachsen folgten die Friesen „in hellen Haufen". Daß sie auf die neue Ordnung der Dinge in England bedeutenden Einfluß geübt, suchen besonders ihre eigenen Historiker, und wohl nicht mit Unrecht, nachzuweisen. Dankwerth beruft sich auf die ungemein nahe Verwandtschaft zwischen dem altenglischen und friesischen Dialekt; Clement wird in manchen Gegenden Eng-

lands, außer durch Sprache, auch durch Menschenart und Häuserbau an seine Heimath erinnert. Von diesen langdauernden, mit Glück gekrönten Zügen kehrten Manche freilich wieder zurück, Andere aber blieben in Britannien, „wie denn", nach Heimreichs Aeußerung, „die Gewaltigen pflegen zu thun, „daß wenn sie erstlich zur Defension werden gefordert, sie her- „nach gemeiniglich gar zu bleiben sich angelegen sein lassen".

Abermals einige Jahrhunderte später, als diese nördlichen Gegenden anfingen, mehr und mehr vom Lichte der Geschichte erhellt zu werden, finden wir die Friesen mit Karl dem Großen, dem Bekehrer und Vertilger der Sachsen, verbunden und besonders eifrig bemüht, den Papst Leo III. wieder zu Ehren zu bringen, sodaß ihnen, nach Heimreichs Aussage, für diese christliche That in Rom ein Monument gesetzt ward. Ihr eigener König Radbod war gestorben und nach ihm scheint es Keinem gelungen zu sein, die verschiedenen Districte zu einem einigermaßen festen politischen Zusammenhang zu vereinen. Den Fahnen des großen Kaisers mögen sie um so bereitwilliger gefolgt sein, als ihnen dadurch die Aussicht ward, von der um eben diese Zeit energischer durchgeführten Unterwerfung unter Dänemark wieder befreit zu werden. Denn am Schluß des achten Jahrhunderts soll König Gotrik von Jütland die Friesen unterjocht und sie zum Zeichen seiner Oberhoheit sogar gezwungen haben, die Thüren ihrer Häuser alle gegen Norden, und zwar so niedrig anzulegen, daß sie genöthigt wären, sich jedesmal beim Hinausgehen gegen ihren mitternächtigen Herrn zu bücken, ein eigenthümlicher, täglich sich wiederholender Huldigungsact. Es scheint jedoch die Unterwerfung nicht so ganz durchgeführt zu sein; denn schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts sieht sich König Godefrid, der Gegner Karls, genöthigt, in diese westlichen Küstengegenden eine Flotte zu senden, um sich dieselben tributpflichtig zu machen, und auch

seine Nachfolger sind zu gleichen Kriegszügen gezwungen. Wenn nun Karl der Große mit Glück gegen seinen skandinavischen Feind kämpfte, so hatte das doch für die nördlichen Friesenstämme keine weitern Folgen; sofern in einem Frieden zwischen Deutschland und Dänemark die Eider zur Grenze beider Reiche bestimmt ward. Sowie mithin die nördlich wohnenden Friesen in die Geschichte eintreten, erscheinen sie der dänischen Krone tributpflichtig und zur Heeresfolge verbunden.

Doch auch mag überhaupt in alter Zeit das historische Recht Dänemarks über die unterjochten Nordseeländer schwankend gewesen sein, besonders in den am weitesten nach Westen gelegenen Districten, was aus sagenhaften Berichten des oben erwähnten Hans Kielholt hervorgeht. Derselbe erzählt nämlich, daß die heidnischen Friesen auf Sylt des eigenen Landes Herren waren; beschützt wurden sie von fünf bis sechs Ellen langen Riesen, die von den Küsten die eroberungslustigen Feinde entfernt hielten. Dieselben waren in der Kunst des Bogenschießens so geübt, daß sie ihr Ziel bis auf Fingersbreite trafen, und was ihnen nur halbwegs zu Gesichte kam, seien es Menschen oder Vieh, das war alsobald getödtet. Sie saßen auf Burgen und Wachtthürmen verschanzt und ließen sich von den Einwohnern für den geleisteten Schutz jährliche Abgaben zahlen. Aber die Beschützer des Landes wandelten sich bald in dessen Bedrücker um; sie machten Ausfälle von ihren Burgen, plünderten und tödteten die ruhig ihres Weges zogen, und die also Getödteten durften nicht einmal wie Andere zur Erde gebracht, sondern mußten verbrannt, und die übrig gebliebenen Knochen mußten abseits eingescharrt werden. Zuletzt aber wurde der Unfug so arg, daß Gott es nicht länger dulden konnte. Nämlich es war unter den Riesen ein kunstreicher Doctor, den der König von Dänemark zu sich entbieten ließ, damit er die Prinzessin von einer inwendigen

Krankheit befreie. Dies that der Doctor auch, und der König schenkte ihm nicht nur große Summen Geldes, sondern überlud ihn auch dermaßen mit köstlichen Speisen und Wein, daß der Riesendoctor total trunken ward. Da befragte ihn der König nach dem Lande Sylt, und in der Trunkenheit plauderte er Alles aus, sodaß des Königs ausgesandte Truppen zu Wasser und zu Lande nunmehr leichtes Spiel hatten, und sämmtliche Riesen überwältigt, gebunden, mit Wein trunken gemacht und danach geköpft wurden. Singend gingen sie in den Tod, alle hundertundzwanzig bis auf zwei, die nicht singen wollten, weil ihre Stunde so nahe war. So kam das Volk aus den Händen der Riesen unter dänische Herrschaft, worauf alsbald auf freundliche Verwendung des Papstes beim Könige christliche Kirchen auf Sylt eingerichtet und eingeweiht wurden.

Einem der dänischen Könige, dem Knud Maagensön, der mit dem Gegenkönige Swenn Grathe blutig um die Krone kämpfte, brachte das Schutzbündniß, das er mit den Friesen schloß, keinen Segen, diesen aber furchtbare Niederlage und Schatzung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. In seiner Noth war Knud zu den Friesen gegangen und hatte sie durch das Versprechen, ihnen einen Theil der Abgaben zu erlassen, bewogen, nicht nur ihm Hülfe zu leisten, sondern sogar, ihm eine Festung zu bauen, die Mildeburg unweit des jetzigen Husum. Saxo erklärt das für einen großen Dienst um geringen Lohn und meint, daß die Friesen hier eines kleinen Vortheils wegen die größten Beschwerden auf sich nahmen. Swenn schlug sie gänzlich, also, daß ihre Leichen in den Moräston und im Flusse seinen Soldaten den Weg bahnten. Alsdann zwang er die in der Burg Belagerten zur Uebergabe, gewährte ihnen freien Abzug und gab ihnen nach Saxos Erzählung die Erklärung mit auf die Reise, daß er

sich um ihre Feindschaft ebenso wenig als um ihre Freundschaft kümmere. „Denn ein Volk", sagte er, „das zwei Zungen im Munde hat, und in Einem Paar Schuhen sieben Herren dienen kann, nimmt sicher das Glück nicht mit hinweg." Ob dieses Zeugniß den dänischen Anhängern des Knud oder zugleich auch den mit ihnen vereinten Friesen ausgestellt ward, ist aus dem Zusammenhang nicht klar zu erkennen, wenn auch Michelsen behauptet, daß offenbar nur die Truppen des flüchtigen Königs damit gemeint sein konnten.

Zu nicht geringerm Unheil für die Friesen endete im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihr Bündniß mit dem zweiten dänischen Waldemar, dem Sieger, dem der Dannebrog vom Himmel fiel. Ihn hatte der Papst von dem feierlichen Eide, alles Land zwischen Eider und Elbe dem Deutschen Reiche ungeschmälert zu lassen, feierlich kraft höherer Autorität entbunden, in Folge dessen Waldemar Dithmarschen mit Krieg überzog. Bereitwillig folgten seinen siegreichen Fahnen die Friesen, der Dithmarschen Nachbarn und nächste nationale Anverwandte, ihnen gleich „wie ein Bruder dem Bruder". Für die Ehre und Macht Dänemarks fielen sie hier haufenweise in dem Kampf gegen nationale Unabhängigkeit, nachdem sie sich früher bei der Einnahme Hamburgs Lorbeeren gesammelt hatten. Dieselben lange zu tragen war ihnen nicht vergönnt, denn ihrer nur Wenige entkamen nach der Schlacht bei Bornhövede, die für Waldemar bekanntlich einen unglücklichen Ausgang nahm.

Kaum berührt Clement diese Treue seiner Vorfahren gegen den einen König, um desto länger bei dem glücklichen Kampf derselben gegen einen andern, den König Abel, zu verweilen, auf dem der Verdacht des Brudermordes lastet. Von einer dem Reiche auferlegten Steuer hatten die Friesen sich durch eine große Summe ein für allemal losgekauft; „denn", be-

merkt Clement, „zur Zeit der Freiheit war das friesische Volk „stets darauf bedacht, Dänemark und die Nachbarfürsten drei „Schritte vom Leibe zu halten", welche Aeußerung jedoch mit der Erfahrung bis dahin schlecht zusammenstimmt. Wie jener Knud Maagensön die Friesen durch eine Verringerung der Steuern in sein persönliches Interesse gezogen hatte, so entflammte dieselben nun im Gegentheil eine unberechtigte Geldforderung Abels zu gemeinsamem Widerstand. An dem Bauermannswege, d. h. an der breiten Landstraße, dem gewöhnlichen Platz öffentlicher Berathungen, kamen die Vertreter der Siebenharden zusammen und gelobten aus einem Munde, ehe sie König Abel huldigen und schwören wollten, dazu Schatz und Zinse geben, wollten sie lieber alle sterben, oder sterben solle König Abel. Glück und Tapferkeit entschieden nach mehrmaligem Kampfe für das Letztere; des Königs sämmtliche Truppen, die zurückgedrängt zur Zeit der Ebbe ihre auf der Eider liegenden Schiffe nicht flott machen konnten, wurden aufgerieben, ihm selbst aber wurde von einem Rademacher aus der Pellwormharde der Kopf gespalten (1252). Das geschah in der Nähe jener Festung Mildeburg, welche die Friesen hundert Jahre früher sich selbst zur Zwingburg erbaut hatten, und die nun, nachdem sie Zeuge ihres Sieges gewesen war, aus der Geschichte verschwindet. Dankwerth bemerkt bei der Erzählung dieser Begebenheit: „Nach dieser Zeit lieset man nichtes Schrifftwürdiges von diesen Nordfriesen oder ihren Thaten."

In dem nun folgenden vierzehnten Jahrhundert, der Zeit der endlosen Kämpfe zwischen den dänischen Königen und den schleswigschen Herzögen wie holsteinischen Grafen, gerathen die Friesen der Außenlande von einer Oberhoheit in die andere; Land und Menschen werden wie eine Waare vertauscht, verpfändet und wieder eingelöst, sodaß es allzu weit führen, auch für die Characteristik unserer Nation nicht viel austragen

würde, den Faden der wirren Geschichte durch die einzelnen Ereignisse, die Schlachten und die für die Ewigkeit geschlossenen Bündnisse zu verfolgen. Im Ganzen hielten es die Friesen nach der unter Abel gemachten bösen Erfahrung von da mehr mit den Herzögen gegen die dänischen Könige. Jedoch, als sie die harte Herrschaft des schauenburger Grafen, Gerhard des Großen, den die Dänen gern den kahlen Geert nennen, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erfahren mußten, nahmen sie den Sohn des von demselben entthronten Königs, den Prinzen Otto, freundlich bei sich auf und versprachen ihm Hülfe wider den Usurpator, wogegen derselbe ihnen durch Urkunden ihre Freiheiten garantirte. Freilich hatte sich Gerhard unter andern Theilen des dänischen Reiches auch die Außenlande reservirt, mit den Worten der Urkunde: „und namentlich des Königs Friesen sollen wir und unsere rechtmäßigen Erben zu einem Pfande haben"; aber diese waren ohne ihren Willen verpfändet worden und fühlten sich trotz der schlimmen Erfahrungen zum landesflüchtigen Prinzen hingezogen. Ihre Hülfe nutzte diesem jedoch nicht; und als sein Bruder Waldemar, der, weil er gleichsam den Tag wieder über Dänemark heraufführte, den Beinamen Atterdag erhielt, nach Gerhards Tode den Thron bestiegen hatte, ernteten sie für ihre Königstreue wenig Dank. Denn es fand sich, daß sie der Krone lange Jahre die Abgaben schuldig geblieben waren, die nun eingefordert werden sollten, obgleich diese sammt den Menschen, die sie zu bezahlen hatten, dem Grafen Gerhard und seinen Descedenten urkundlich waren verschrieben worden. In wiederholten Kämpfen entschied das Recht der Geschichte für Waldemar. Aber in der Zeit nach ihm, während das Herzogthum Schleswig den holsteinischen Grafen bald als erbliches Fahnenlehn für immer übertragen, bald mit Waffengewalt zurückgefordert, bald wieder von den Fürsten an Däne-

mark verpfändet wurde, standen die Friesen fortwährend auf Seiten dieser, und wenigstens einmal mit entschiedenem Erfolg, bis die Familie der Oldenburger über Dänemark wie über die Herzogthümer die Herrschaft erhielt. Nach einem nochmaligen sehr harten Conflict der Friesen mit dem ersten König dieses Stammes, wozu der Bruder desselben die Veranlassung gegeben hatte, schwindet die politische Selbständigkeit der Uthlande, welche sie als ein besonderer Theil des Herzogthums Schleswig in relativem Maße bis dahin behauptet hatten, und ihre Geschichte fällt mit der dieses Herzogthums zusammen.

Wer da weiß, daß ein Volk oder ein Volksstamm noch eine andere Existenz hat als die politische, und daß diese nur die äußere Schale des eigentlichen Lebens ist, der wird begreifen, daß das Mitgetheilte den friesischen Character nicht erschöpfender bezeichnet, als einen Menschen die Beschreibung seiner Gesichtszüge. Aus dem politischen Verhältniß, das in den Jahrhunderten die Außenfriesen nach eigener Entscheidung einnahmen, geht nur hervor, daß sie in alter Zeit, wie alle germanischen Stämme kriegs- und thatenlustig, Beute und Ehre suchten, wo diese unter mächtigen Feldherren zu finden war, und dies ohne besondere politische Sympathieen. Als sie jedoch, mehr seßhaft geworden, durch Deiche und Ackerbau eine Heimath und heimathliche Rechte und Sitten haben und zu erhalten haben, treten sie als Vertheidiger dieser auf. Am empfindlichsten werden sie zuerst bei ihren materiellen Interessen angegriffen, und das ist allerdings einer ihrer characteristischen Züge, der auch im bescheidenen Privatleben der Gegenwart sehr deutlich hervortritt. Wie sie die Fürsten danach beurtheilten, ob dieselben Abgaben auferlegten oder erließen, und für die ideale Seite politischer Händel nur wenig Sinn zeigten, so beurtheilen sie jetzt vorwiegend den Menschen nach Dem, was er besitzt, in einem Maße, wie das in größern

Handelsstädten wahrgenommen wird. Dabei haben wir jedoch gesehen, daß sie, einem edlern Mitgefühl folgend, mehrmals die unterdrückte politische Partei zur ihrigen machten. Bei dem Allen ist zu verwundern, daß sie, während Besitz, Heimath und Leben so furchtbar durch das Meer bedroht ward, für politische Angelegenheiten so viel Sympathie und Kraft beweisen konnten; eine minder starke Nation hätte unter so schweren Verhältnissen den Forderungen des ersten Besten keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht.

Entscheidender für die Bedeutung einer Nation, als deren politische Stellung, die nicht die Gerechtigkeit, sondern der Zufall in der Geschichte bestimmt, ist das innere Verhältniß ihrer Glieder, das Band der Sitte und der daraus sich bildenden Rechte, die Festigkeit, mit welcher dies um Alle geschlungen ist. Die natürliche Verwandtschaft der Glieder einer Familie oder eines Volkes und das daraus entspringende Gefühl ist kein Alles nivellirender Verstand vermögend hinweg zu raisonniren, und den Menschen ehrt diese nur natürliche Anhänglichkeit, wie Alles, was dem Egoismus widerstrebt. Bei unsern Friesen geräth unverkennbar mit dem angeborenen Nationalsinn ein engherziger Egoismus in Widerstreit, und es ist thöricht, den letztern im Privatleben der Gegenwart zu rügen, dagegen ihn in den größern Verhältnissen der frühern Geschichte zu verkennen. Die innige Vereinigung sämmtlicher Friesen zu einem nationalen Verbande fällt in vorhistorische Zeit; über ihre großen Zusammenkünfte auf Helgoland oder Fosetesland, dem allgemeinen Nationalheiligthum, über die alljährlich zwei Mal dort gehaltenen Zusammenkünfte zur Vertheilung der Beute, zu Opfer und Gericht, haben wir nur unbestimmte Nachrichten. Den Friesen nördlich von der Elbe erschwerte freilich die Zerstückelung ihres Landes die kräftig

nationale Einheit; aber jene erklärt nicht die Bereitwilligkeit, unter Waldemar dem Sieger gegen die nächsten nationalen Anverwandten auszuziehen. Zwischen den nördlich und südlich von der Eider wohnenden Stämmen gährte ein lange dauernder Haß, hervorgerufen durch den von beiden Seiten neidisch bemerkten Wohlstand und durch die vielfachen Berührungen, in welche auf den Märkten die Eiderfriesen und Dithmarschen bei Absetzung ihrer Landesproducte geriethen. Bei solcher Gemüthsstimmung bedarf es nur einer geringen Veranlassung zu offener Feindschaft, und es geschieht dasselbe, was wir nur in anderer Form so oft unter Geschwistern sich ereignen sehen, die um das Erbtheil des Vaters Processe führen. So kämpften zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts Friesen und Dithmarscher drei Jahre lang blutig und grausam. Schon früher hatte ein beschränktes Communeninteresse das natürliche, nationale Band zerrissen. Als Waldemar Atterdag, um die Außenlande dem Reiche einzuverleiben, gegen diese zog, konnte er die eine Harde zur Unterdrückung der andern gebrauchen. Bis zu einem solchen Grade konnte gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Unfrieden der Harden steigen, daß zwei derselben sich an den Herzog wenden und ihn „um Gotteswillen" bitten mußten, ihnen kräftige Vögte zu senden, damit der für den Deichbau verderbliche Hader beigelegt werde.

Daß ein gewisser Grad von Egoismus den Gemeinsinn nicht ausschließt, versteht sich von selbst; es sollte auch ja nicht behauptet werden, daß die Friesen ein beschränktes Sonderinteresse vorzugsweise characterisirt, sondern nur, daß es immer wahrnehmbar hervortritt, und daß nicht die alte Zeit ohne dasselbe blühenden Gemeinsinnes voll ist. Es wäre auch, da sonst doch Individuen durch Jahre, und Völker durch Jahrhunderte ihren Character behaupten, wunderbar, wenn einst die Einzelinteressen dem allgemeinen Wohl geopfert worden

wären, und jetzt nur noch, wie Manche meinen, das allgemeine Wohl den Einzelinteressen. In alter Zeit aber, als sich das Meer noch nicht in solcher Breite ins Land gewühlt und dasselbe noch nicht in Inselbrocken verwandelt hatte, treffen wir ein Behaupten heimischer Sitten und Rechte, dessen die Geschichtschreiber als eines characteristischen Zuges der Nation rühmend Erwähnung thun. „Die Friesen", sagt Michelsen, „haben durch alle Drangsale der Zeitläufte hindurch ihr ächtes „Grundeigenthum selbstkräftig zu retten verstanden, und die „auf einzelfreien Volksgemeinden beruhende Verfassung in den „Stürmen des Mittelalters bewundernswürdig erhalten, sodaß „man bei ihnen lebendig erblickt, was bei den andern deut„schen Stämmen entweder frühzeitig unterging, oder gar, so„weit das Auge der Geschichte reicht, niemals vorhanden war." Von dieser Verfassung selbst aber rühmt Clement: „Keine „Republik irgendje in der Welt ist so kernig, so einfach, so „dauerhaft gewesen, wie die friesische."

Es könnte auffallen, daß hier von einer Republik die Rede ist, während kaiserliche, königliche und herzogliche Oberherren, wenn sie auch wechselten, doch immer vorhanden waren. Jedoch die Oberherren wohnten weit entfernt, kamen nur selten einmal an diese Ufergrenze ihres Gebiets und hatten meist mit andern Angelegenheiten so viel zu schaffen, daß sie sich um die innern Einrichtungen wenig kümmerten, zufrieden, wenn sie die Abgaben erhielten und dann und wann das Heergefolge. Sogar unter russischer Despotie blüht freie Verwaltung der Communen; und war Nordfriesland auch immer landesherrliches Territorium, so erhielt sich doch auf diesem die nationale Rechtsgewohnheit und die Freiheit der Person, was werthvoller ist, als alle papiernen Verfassungen und Garantien. Dagegen trat den Friesen, wie das recht ist, die Person des Oberherrn in den Hintergrund, und der beste Fürst war,

wer für die wenigsten Steuern die größte Sicherheit zur Erhaltung jener nationalen Einrichtungen gab. Es ist oben erzählt, daß König Abel durch unberechtigte Geldforderung die Friesen zu einmüthigem Widerstand reizte; jene aber war nur die Veranlassung, und Abel hatte wohl mehr im Sinn, als bloß die vorenthaltenen Steuern einzutreiben. Bei dieser Gelegenheit wird unter den versammelten Harden die Erinnerung ihrer alten vererbten Rechte neu; was sie schützen wollen, war nicht bloß ein natürliches, sondern ein historisches Recht.

Nämlich es soll aus der Zeit Karls des Großen eine alte, zu Rom im Jahre 802 ausgestellte Urkunde erhalten sein, auf die sich bei jener Gelegenheit unsere Nordfriesen berufen. Heimreich, der dieselbe mittheilt, erwähnt, daß in Folge ihrer nicht allein das Volk selbst sich „ela fria Fresena", edle freie Friesen, genannt habe, sondern daß diese von den Schriftstellern des Kaisers als „Vrye" bezeichnet worden sind. Die in dieser Urkunde enthaltenen kaiserlichen Privilegien haben die Friesen „hernach allewege feste gehalten, daß sie sich auch eher „hätten tödten lassen, als sie sich derselben hätten begeben. „Daher das Sprichwort bei ihnen ist entstanden: Friso pro „libertate mortem appetit; lieber todt als unfrei." Nachdem in jenem Freiheitsbriefe die großen Dienste erwähnt sind, welche die Friesen dem heiligen Römischen Reich, dessen Kaiser, wie dem Statthalter Christi geleistet, wird ihnen für jetzt und immer jede Schatzung erlassen; sie werden „zu ewigen Tagen" aller Dienstbarkeit gänzlich enthoben; sie sollen keinen Herrscher über sich anerkennen, als den sie selbst eingesetzt; ihre Richter sollen sie selbst wählen; wer sich in den Kriegsdienst begeben will, soll zum Ritter geschlagen werden und die Krone des Reiches im Wappen führen; die Reichen aber, die nicht in den Krieg ziehen wollen, sollen zum Zeichen ihrer Freiheit das Haar bis über die Ohren rund beschneiden und einen

Wappenrock tragen mit Golde bestickt. Wer da wagen würde, ihre Freiheit anzutasten, der soll in des Reiches Acht und in der Kirche Bann gethan werden. Was Alles mit einem goldenen Siegel und durch die Unterschrift der deutschen Fürsten bezeugt und bekräftigt wird.

Die Aechtheit dieser Urkunde ist allerdings von den Historikern in Zweifel gezogen, und das mit gutem Grunde; aber darauf kommt es nicht an, sondern vielmehr, daß zu gelegener Zeit das Bewußtsein dieser verbrieften Freiheit erwacht, und der Glaube an ihr historisches Recht mächtig wird. So geschah es, wie erwähnt, bei der Rüstung gegen Abel. Wir werden hier an das rostige Schwert Caroli Magni erinnert, auf das in dem schönen Romane Immermanns der westphälische Bauer seine und seiner Genossen freie Gerichtsbarkeit gründet, jene heilige, vor den Augen Uneingeweihter sorgsam verborgene, fast kindische und in ihrer Wirkung doch so furchtbare Heimlichkeit.

Nun ist kein Zweifel, daß, wenn auch die pergamentene Urkunde unächt ist, wie jenes rostige Schwert, doch ihr Inhalt einigermaßen Wirklichkeit hatte. Der Eintheilung Nordfrieslands in Harden ist bereits Erwähnung geschehen. Eine jede hatte ihre frei gewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel; Schiffe und Brücken, auch ein Pflug, bilden die Symbole. Mit dem Christenthum kommen Heilige in die Wappen, wie z. B. das Siegel der Oster- und Westerharde Föhrs solche zeigt; die Eintheilung der Harden in Viertel mußte der in Kirchspiele weichen; das Kirchspiel aber zerfiel wieder in einzelne Bauerschaften, zu deren jeder mehre Bauergelagen oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte sich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath, der aus zwölf angesessenen Männern bestand, und der in alter Zeit jährlich erneuert ward. Aeltermänner stan-

den den Kirchspielen vor, und die Bauerschaften des Kirchspiels wurden durch gewählte Sechs= oder Achtmänner verwaltet. Die Angesessenen, die ihre Güter wie ihre Waffen auf ihre Söhne vererbten, nannten sich in feierlicher Rede „Adeliike Boiine“, d. h. adelige Bauern, denn Bauer war ein Edelname; aber vor dem Rechte stand der Knecht dem Herrn gleich. Wenn nun die ganze Harde sich zu Beschluß oder Gericht versammeln sollte, so wurden Feuerbaken, d. h. Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten, angezündet; die Bewohner eines Kirchspiels aber wurden durch Glockengeläute berufen. Verlangten die Acht= oder Sechsmänner eine Versammlung der Bauerschaft, so sandten sie den „Buerstock“ umher. Das war ein kleiner gedrechselter Stab, den der Vogt seinem nächsten Nachbarn mit mündlichem Bescheid über den Zweck der Versammlung überreichte, und den dieser nicht aus den Händen legen, sondern augenblicklich selbst weiter tragen mußte.

Auf dem „Buermansweg“, der großen Heerstraße, kamen die Eingesessenen der Harde zusammen, die kleinern Gemeinden aber auf dem Kirchhof, oder in heidnischer Zeit auf den Grabhügeln der Vorfahren. Frieden und Bescheidenheit war hier streng geboten, und jedes Scheltwort ward geahndet. Stehend hörten die Richter die Parteien an und vereinten sich auf der Stelle zum Urtheil. Sich dabei auf „frahmer Lüde Seggent“, auf die Tradition des Rechtes berufend, entschieden sie „bei Manuschaft und Ehre“. Urtheile und Verträge, Beschlüsse und Gesetze wurden sogleich mündlich bekannt gemacht; Nichts wurde aufgeschrieben, aber bei jedesmaliger Versammlung wurden „Hörige“ ernannt, mit der Verpflichtung, von dem Urtheil und Beschluß später Zeugniß abzulegen.

Clement erzählt, daß die Sünde wider das gesammte Volk mit dem Tode gebüßt ward, daß aber Todtschlag, als das Verbrechen nicht gegen die Gesammtheit, sondern gegen den

Einzelnen, mit Geld zu sühnen war. Ueber den entflohenen Todtschläger wurde bei der Beerdigung des Gemordeten der Bann ausgesprochen. Drei Mal schlug der nächste Anverwandte mit dem Schwert auf den Sarg, und drei Mal erscholl der Ruf: Wrak! d. h. Rache, nach heilig gehaltenem, überliefertem Gesetz. Dadurch waren alle Angehörigen des Erschlagenen verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen, dem Todten aber war so Ruhe im Grabe gesichert. Da nun in der guten alten Zeit fröhliche Zusammenkünfte aller Art häufig mit Schlägerei und Todtschlag endeten, und in Folge dessen die zur Rache Verpflichteten die ganze Familie des Mörders verfolgten und auszurotten trachteten, ist schon frühe die That durch vierzig Pfund englisch gesühnt worden, welche der Mörder, oder, wenn er flüchtig war, dessen Familie zu zahlen und womit sie den Schuldigen von der rechtlichen Verfolgung auszulösen hatte. Diese Art der Sühne wurde in den gerühmten Jahrhunderten des geltenden friesischen Nationalrechts durch die Maxime begründet: „Wer da Fäuste „hat, mag schlagen, und wer da Geld und Gut hat, soll be„zahlen." Stellte der des Todtschlags Angeklagte diesen in Abrede, so entschied über Schuld oder Unschuld das Gottesurtheil des Loses, des siedenden Wassers, des glühenden Eisens oder des Zweikampfes. Jedoch nicht bloß die Sünde wider die Gemeinschaft, der Verrath, sondern auch der Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft, sodaß, wer mehr als einen Schilling englisch stahl, den Galgen verwirkt hatte; war aber der Werth des Gestohlenen geringer, so kam er mit einem Ohr davon. Im Uebrigen enthielt das mündlich fortgepflanzte Recht Bestimmungen über die Vormundschaft, über Theilung der hinterlassenen Güter unter die Erben, über die Heiligkeit der Ackergrenzen u. dgl. m.

Sei es nun, daß man fürchtete, es werde das Gedächtniß

für das mündlich überlieferte Recht allmählig schwächer werden, oder sei es, daß man glaubte, aufgezeichnet und fürstlich garantirt komme es sicherer auf die Nachwelt, genug, als im Jahre 1426 Herzog Heinrich die Außenlandsfriesen zur Heeresfolge gegen Dänemark aufforderte, erklärten dieselben, diese nur unter der Bedingung leisten zu wollen, wenn ihnen vorher die Erhaltung ihrer Rechte zugesichert worden sei. Dies gab die Veranlassung, dieselben aufzuzeichnen, und das in den eiderstedtischen Dreilanden auf diese Weise zu Papier gebrachte Recht erhielt den Namen „Eiderstedtische Krone der rechten Wahrheit". Gesondert von jenen versammelten sich die Vertreter der Siebenharden in der St. Nikolaikirche auf Föhr. Durch einen Abgesandten schlug ihnen der Herzog Verbesserung und Vermehrung ihres Landrechts vor, sie aber protestirten gegen jede Neuerung, und die gemeinschaftliche Erinnerung wurde somit unverändert in der sogenannten Siebenhardenbeliebung niedergeschrieben. Bei Erzählung dieser denkwürdigen Begebenheit ruft Clement aus: „In dieser Nationalversammlung herrschte ein anderer Geist als jetzt auf Föhr; „o, wie seid ihr von euren Vätern abgewichen!"

Weder die Aufzeichnung auf Papier, noch die fürstliche Garantie, die damals und zu wiederholten Malen später gegeben wurde, haben den friesischen Nationalgeist, soweit sich derselbe im Rechte Gestalt gab, vor dem Schicksal alles Entstehenden schützen können. Jedoch noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden wir die meisten der alten Rechtsgewohnheiten, wenn auch im Einzelnen verändert, in voller Kraft bestehen, unter erneuerter fürstlicher Bestätigung. Als z. B. um diese Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordstrande eines Todtschlags wegen verfolgt ward, ward es dem Vater möglich, ihn nach geschehener Sühne wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über

die Mühen und Kosten klagt, die ihm der Sohn verursachte, durchbohrt dieser ihn mit seinem Dolche. Der Mann seiner Schwester nimmt auf der Stelle blutige Rache an dem unnatürlichen Sohne, und kein Gesetz, keine Obrigkeit verlangt deßhalb Rechenschaft. Die sonst beim Sarge ausgerufene Rache war hier auf der Stelle vollzogen, und der Gerechtigkeit war nach uralter Auffassung Genüge geschehen. Ja, noch hundert Jahre später ist der Chronist Heimreich mehrmals zugegen gewesen, wenn auf Föhr über den Todtschläger am Grabe des Erschlagenen der Bann gesprochen ist. Wenn nun die Landesherren die alten Rechte confirmirten, so geschah das seit des ersten Oldenburgers Zeiten nur noch mit der Bedingung, daß sie sich Aenderungen und Verbesserungen vorbehielten. Durch gütliche Verhandlungen ging Vieles verloren, das Meiste schwemmte das Wasser hinweg, und als die Männer der zerbröckelten Harden auf fremden Handelsschiffen Dienste nahmen, fehlte es der Heimath an Hütern ihrer alten Sitten, Rechte und Gesetze. Daß die letztern, die dem Eigenthum eine so starke Garantie und dem Leben eine so geringe gewährten, nicht bis in die Gegenwart gerettet sind, ist mit Rücksicht allein auf ihren Inhalt nicht zu beklagen, denn dem jetzigen moralischen Bewußtsein widerstreitet das Meiste. Wer aber den nordfriesischen Hardenbewohnern daraus einen Vorwurf machen will, daß nicht mehr, wie ehedem, aus der Sitte und dem Bewußtsein des Volkes heraus das Recht sich national gestaltet, der legt dem Menschen zur Last, was die Natur verschuldete. Durch sie wird der Zusammenhang der Harden gewaltsam aufgelöst; einige derselben verschwinden gänzlich, andere trennen sich durch einen hohen Haffdeich von den übrigen, und indem sie sich ans sichere Festland lehnen, kommt ihnen unvermerkt, wie allen Culturvölkern der neuern Zeit, ihr altes Recht und die heimische Sitte abhanden; in die dem

Meere wieder abgewonnenen Districte ziehen Fremde ein; die friesische Sprache muß auf Nordstrand, Pellworm und auch in Eiderstedt der plattdeutschen weichen; das einst lebendige Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit wird matt und matter, da Alles auseinander gerissen ist; die friesischen Seefahrer lassen sogar ihre heimischen Namen zurück und geben sich fremde auf fremden Schiffen; nicht als Friesen gelten sie mehr, sondern als Holsteiner oder Dänen, als Sylter, Föhringer oder Halligleute; die Bewohner Sylts, Föhrs und Amrums nennen die der Halligen noch Fresken oder Friesen, sich selbst aber nur nach ihren Inseln. Clement sagt: „Das Volk trat wie ein Schiffbrüchiger über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts.“ Hier ist nichts Anderes als der allgemeine Naturlauf, das Gesetz der Vergänglichkeit, das sich an Nationen so unerbittlich als an Individuen beweist; und ebenso sehr wie zur Klage ist hier Grund zur Verwunderung, da unter so ungünstigen Naturverhältnissen eine nationale Individualität sich so lange Zeit erhalten konnte. Es verdienen die Friesen den Ruhm, den ihre Historiker ihnen ertheilen: „sie haben in wahrhaft merkwürdiger Hartnäckigkeit an ihren alten Gewohnheiten und Satzungen festgehalten.“

Dasselbe ist auch auf einem andern Gebiete, nämlich dem des religiösen Glaubens und der religiösen Sitte klar zu erkennen; doch habe ich nicht gefunden, daß man es hier den Friesen zur Ehre angerechnet hat. Vielleicht haben die heidnischen Götter bei keiner Nation so viel Treue gefunden, als bei jenen, und vielleicht hat keine dem aus der Fremde gekommenen Christenthum einen so lange dauernden Widerstand entgegengesetzt. Abgesehen von dem Antheil, den hieran der Volkscharacter hat, ist dies der nationalen Bedeutung zuzuschreiben, welche der Cultus des Heidenthums hatte, der jähr-

lich zwei Mal die weithin wohnenden friesischen Stämme zu feierlichen Opfern auf Helgoland vereinte. Man mußte fühlen, daß mit dem Untergang dieser ein starkes nationales Band zerreißen würde. Obgleich nun die Chronisten schon im sechsten Jahrhundert die Predigt des Evangeliums unter den Friesen beginnen lassen, so erzählen sie dessenungeachtet, daß sich bis gegen die Zeit der Reformation unter den Nordfriesen heidnische Ueberreste erhalten haben — eine merkwürdige Erscheinung. Die nationale Treue spricht sich in der bekannten Anekdote vom König Radbod aus. Dieser Fürst, unter dessen Herrschaft zu Anfang des achten Jahrhunderts die Friesen ein einigermaßen politisch einiges Reich ausmachten, hatte die christlichen Missionare, da sie es wagten, an die Tempel der Götter Hand zu legen, theils getödtet, theils verjagt. Dennoch entschloß er sich einige Jahre später zur Uebernahme des christlichen Glaubens. „Indeme nun", so erzählt Dankwerth, „die Taufe eben sollte verrichtet werden, habe er den Bischof „gefraget, wohin doch seine Voraltern gefahren wären, in „den Himmel oder in die Hölle. Als nun der heilige Wolfra„mus fertig antwortete, zu besorgen, sie als Ungläubige wä„ren in der Hölle, da habe der König den Fuß geschwinde „wiederumb aus dem Wasser gezogen und gesprochen: Ei, so „will ich lieber mit meinen Vorfahren, die tapfre und an„sehnliche Leute gewesen, in der Höllen umbgehen, als mit „den armseligen Christen und den kahlen Mönchen in dem „Himmel. Hat also die Taufe nicht wollen annehmen, derer „ihn auch Gott nach der Zeit nicht gewürdigt, denn er un„lange darnach gehlinges Todes gestorben." Ja, die von den Sendboten verrichteten Wunder haben statt des erwarteten den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Obgleich der heilige Bonifacius einem Bauer das Brot, das ihm dieser verweigert, in einen Stein verwandelt, findet er dennoch unter den Frie-

sen einen gewaltsamen Tod. So hat auch Anscharius in Eiderstedt und Nordstrand mit heiligem Eifer nichts ausgerichtet, obgleich er, um die Entweihung des Sabbaths, will sagen des Sonntags, zu strafen, das an diesem Tage gesammelte Heu mit Feuer angezündet hat, das auf sein Gebot vom Himmel fiel. Selbst die Wunderwerke des schleswigschen Bischofs Poppo, der nach der Meinung Einiger von Geburt ein Nordstrander war, und dem Dänemark in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Christenthum verdankte, scheinen in Nordfriesland nur geringen Eindruck hervorgebracht zu haben. Und doch trug dieser, um die Wahrheit des christlichen Glaubens zu erhärten, ein großes glühendes Eisen, natürlich ohne sich die Finger zu verletzen; ja einen mit Wachs getränkten Rock, den er über den bloßen Leib gezogen hatte, verbrannte er vor allem Volk zu Asche und blieb doch unversehrt. Ohne zu bedenken, daß das eine Mirakel gerade so leicht oder so schwer zu glauben ist als das andere, erlaubt sich Dankwerth hier die Bemerkung: „Wir stellen das letzte „Wunder an seinen Ort und lassen es bei dem ersten bewenden." Nachdem nun Heimreich die mehrhundertjährigen Mühen und Thaten einer ganzen Reihe von Aposteln erzählt hat, bemerkt er, daß den Friesen das Christenthum „durch das Schwert gleichsam aufgedrungen sei"; was jedoch auch anderswo geschehen ist. Dankwerth setzt die Erbauung der ersten christlichen Kirche der Spadenlande in das Jahr 1103, und äußert bei der Gelegenheit: „Es hat das Ansehen, daß „diese Marschleute etwas langsamer als die auf der Geest von „den heidnischen Götzendiensten zu dem wahren lebendigen „Gott sein bekehret worden." Ja, in den nordwestlichen, dem Meere zunächst gelegenen Harden bauten Engländer erst später im zwölften Jahrhundert die ersten christlichen Kirchen. Mit welchen Augen die dortigen Friesen diesen religiösen Fort-

schritt betrachtet haben mögen, characterisirt eine Anekdote, die wir Hans Kielholt verdanken. „Mir däucht", schreibt dieser, „daß die meisten Verwüstungen dieser Länder in Folge des „vorigen heidnischen Glaubens, von welchem Etliche nicht „haben lassen wollen, hereingebrochen sind. Denn als ich „noch auf dem Lande bei meinem Vater war, und ein kunst„reicher Maler in unserer Kirche die Geschichte der Apostel „und anderer Märtyrer malte, damit man dieselben ehre und „anbete, hat ein alter Mann, der ein Heide gewesen, dabei „gestanden und dem zugesehen. Derselbe hat sein eigenes Messer „herausgenommen und sich selbst über die Kehle geschnitten, „weil er sich mit dem neuen Glauben nicht belasten wollte." Wir würden sagen, weil er den sichern Untergang des nationalen Lebens, da wo es am tiefsten wurzelt, nicht hat miterleben können.

Zum Theil erklärt die den Friesen eigenthümliche, starke Anhänglichkeit an vererbte Sitten, daß selbst nach der allgemein durchgeführten Bekehrung der Uthlande heidnisches Wesen sich dort erhielt, zum Theil erklären dies die furchtbaren Naturereignisse, die dem Dienste der Götter ebenso günstig waren, wie ungünstig der Erhaltung alter Rechte. Nur daheim und am Tage galt die Kirche mit ihren Sacramenten; draußen auf den Watten und auf den Schiffen, sowie in der Nacht, dauerten die altreligiösen Opfer, Tänze und Mahlzeiten fort, dem Sprichwort gemäß: „Die Nacht ist unsere eigene!" Und es scheint also, daß das Christenthum lange Zeit in mehr officieller Bedeutung sich zum heidnischen Cultus etwa verhielt, wie die aus politischen Rücksichten eingegangene Ehe eines Fürsten zur morganatischen. Nach einer verheerenden Fluth, wenn die Kirchen weggeschwemmt und deren Priester ertränkt waren, stand das alte Heidenthum jedesmal wieder in Blüthe; ungehindert waltete abermals eine Zeitlang die im Herzen ge-

gründete nationale Sitte, und eine neue Bekehrung ward nothwendig.

Das Christenthum, ohne nationale Sympathien, macht die Menschen zu Kosmopoliten; unsere Friesen aber, die in alter Zeit noch nicht auf Handelsschiffen in fremde Länder kamen, hingen fest an ihrem heimischen Grund und Boden und achteten die auf demselben entsprossene Blüthe des heidnischen Cultus höher als das aus einer fremden Welt stammende Evangelium. Dazu, für eine sinnig poetische Mystik, wie sie das katholische Christenthum enthält und pflegt, fehlt den Friesen alle Empfänglichkeit. Der nüchterne Verstand waltet bei ihnen vor, oft in überraschender Schärfe, weßhalb die metaphysischen Geheimnisse der Religion ihnen verschlossen bleiben. Da aber durch die Mystik die Priester Ehrfurcht und Herrschaft erwerben, so fehlte in Nordfriesland der Priesterherrschaft das nothwendige Fundament. Michelsen ist der Meinung, daß sich aus dem in Norwegen geltenden, alten Kirchenrecht zum wenigsten auf die Abhängigkeit der Priester von den freien Bauergemeinden Nordfrieslands schließen lasse. Jenem gemäß durfte sich z. B. der Geistliche, ohne sein heiliges Geräthe bei sich zu führen, nicht weiter von der Kirche entfernen, als wo die Glocken derselben gehört werden konnten; er durfte ohne Erlaubniß der Hardesmänner die Harde nicht verlassen, als nur zu Kirchenversammlungen; über kein kirchliches Verbrechen konnten die Bischöfe entscheiden, wenn dasselbe nicht vorher vor dem Gericht der Harde verhandelt worden war. Daß die sonst überall entrichteten Zehnten in Nordfriesland ebenso wenig als von den südlichen Friesen geliefert wurden, ist „urkundlich historische Wahrheit". Freilich hat ein schleswigscher Bischof auf die Verweigerung der Zehnten den Kirchenbann gesetzt, für die Bereitwilligkeit zu denselben aber „Frieden in Christo" verkünden lassen, wie das billig

ist; jedoch scheinen die Friesen den Bann wenig gefürchtet, jenen Frieden aber unabhängig vom Bischof geachtet zu haben. Es galt auch hier, „daß den Eingesessenen wider ihren Willen kein Huhn vom Bischof könne abgepreßt werden". Auf Helgoland, in Husum und Tondern sind freilich Klöster erbaut, aber in den Außenlanden weiß man von solchen Nichts. Die zahlreichen Mönchsorden des Mittelalters hatten hier nur eine bedeutungslose Schattenexistenz. Allerdings bestand z. B. im Nordstrande ein Kaland oder eine Brüderschaft „der seligen Jungfrauen Maria," in welche Geistliche und Laien aufgenommen wurden; aber die Statuten dieses Kalandes enthalten von mystischer Askezik Nichts; dagegen bestimmen sie das Eintrittsgeld, z. B. 4 Schill. lübisch für einen Geistlichen, verheißen Hülfe bei Feuersbrünsten und bei Krankheiten geistlichen Zuspruch „bis in die volle Woche"; setzen fest, was bei den Kalandsmahlzeiten gegessen werden, wie nach genossenem Ochsenfleisch, Schaffleisch, Brei mit Safran, Braten, Butter und Käse die Seelenmessen abgehalten werden sollen, und was dergleichen geistliche Angelegenheiten mehr sind. Da also der Katholicismus in Nordfriesland so schwache Wurzeln schlug, so ist es begreiflich, daß fast ohne Widerstand durch Regierungsmaßregeln die Reformation durchgeführt werden konnte. Man sah ruhig zu, wie die Glocken bis auf wenige von den Thürmen genommen und nach Husum gebracht wurden, man ließ ohne Widerrede die silbernen und goldenen Geräthe wegführen, oder verkaufte dergleichen selbst zum allgemeinen Besten. Ja, dies Verfahren der Regierung fand sogar bei Privaten Nachahmung, wie z. B. in einem Kirchenbuche von einem gewissen Grote Joen Hansen bemerkt ist, daß er das der Kirche vermachte Gut „mutata religione" wieder zu sich genommen habe.

Dem Character und dem vorwiegenden Verstande der Nord-

friesen gemäß entspringt ihre Religion nicht so sehr aus einem metaphysischen Bedürfniß, sondern ist weit mehr eine Anwendung des Sprichwortes: „Noth lehrt beten.“ In ein trauriges, unvermeidliches Schicksal sich fügen, hat hier ja fast Jeder zu lernen Gelegenheit gehabt, weßhalb der Glaube an eine bewußte Weltregierung und deren verborgene Absichten, weil diesen hier das praktische Leben braucht, mehr gilt, als irgend ein anderes Dogma. Wie durch das alltägliche Leben die Religion und ihr Cultus geregelt und bestimmt wird, sieht man unter Anderm an der alten Sitte, dergemäß die heimgekehrten Schiffer von der Kanzel für ihre glücklich überstandene Reise danken lassen, was jedoch in neuerer Zeit in Vergessenheit geräth. Zu einem eigenen feierlichen Act gab früher auch der erste Kirchgang einer Wöchnerin Veranlassung. Dieselbe stand mit ihrer nächsten Anverwandten zu Anfang des Gottesdienstes abseits in der Sacristei; nachdem der Prediger ihnen Beiden die Hände gereicht hat, „predigt er über die Gnade Gottes an der Wöchnerin, d. h. sie wird eingelesen“; und nach beendigtem Gottesdienst gehen die Beiden zum Altar und opfern während des Gesanges dem Prediger. So ist, wie Alles, auch die Religion der Friesen praktisch und verständig; und einen wie großen Antheil an ihrer Pflege die vielfache Noth des Lebens hat, ist in dem alten Sprichwort ausgedrückt:

„Hadden de Friesen nich argen Diek,
so quam ehrer kener int Himmelriik.“

Der mystische Zug in der Religion, die schwärmerische Hingabe des Lebens und der Welt an eine phantasiereiche Ordnung übersinnlicher Dinge äußert sich in dem Verhältniß der Geschlechter als ritterliche Romantik. Ein Troubadour auf den friesischen Deichen wäre zu jeder Zeit ein Don Qui-

rote gewesen. Aber die ehrenfeste Treue gegen heimathliche Sitten und Rechte, wie gegen die entthronten Götter finden wir hier in dem Verhältniß des Mannes zum Weibe wieder anstatt der romantischen Ueberschwänglichkeit. Diese einfach natürliche Treue ohne alle Reflexion wird characterisirt durch das Verfahren eines Knechtes auf dem friesischen Bauerhof Bombell, das ich der Chronik Hansens nacherzähle. Der Knecht, mit Namen Nis Ipsen, war mit einer Magd auf demselben Hofe verlobt, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Schweden daselbst ins Quartier gelegt wurden. Ein Offizier stellte dem Mädchen nach, und Nis Ipsen, der darüber zukam, erstach denselben. Er mußte landesflüchtig werden, ging in Amsterdam auf einen Ostindienfahrer und trat später in die Dienste der Generalstaaten, wo er eine so glänzende Carrière machte, daß er endlich zum Admiral ernannt ward. Als solcher legte er seinen Namen ab und nannte sich nach dem Hofe, wo er gedient hatte, Nis de Bombell. Nunmehr zu Reichthum, Ehre und Ruhe gekommen, schrieb er seiner Braut folgenden Brief: „Aan myn Greethje. As du noch „van der Gesynning bist, t'welk du weirst, do ick mit dy „daglick op Bombell dente: so kam to my na der Haag un „werr myn Frow. Ick bin tegenwordig Hollandische Admi- „ral. Nis de Bombell, vormalen Nis Ipsen, dyn getruwe „Brydigam." Also auch hier Stoff zu einer Dorfgeschichte, und was für einer!

Die Prediger der Außenlande standen in früherer Zeit bei Conflicten des Volkes mit der Regierung fast immer auf Seiten der letztern; einmüthig betrachten sie die verderblichen Fluthen als wohlverdiente göttliche Strafgerichte; über die Gottlosigkeit, Rohheit und Frechheit ihrer Pfarrkinder hat mehr als einer von ihnen ein gravirendes Zeugniß ausgestellt; nur an dem Verhältniß der Ehegatten zueinander

haben sie keinen Makel finden können. So rühmt im siebzehnten Jahrhundert ein Prediger von seiner Gemeinde, daß daselbst in funfzig Jahren keine Uebertretung des sechsten Gebotes vorgekommen sei; ein anderer aus späterer Zeit sagt von den Frauen: „Anbey sind sie ihren Männern so getreu, daß man auch in einem halben Säculo von keinem Ehebruch gehöret.“ Eine uralte heidnische Sitte hat sich unter den Friesen bis ins siebzehnte Jahrhundert erhalten. Wenn der Bräutigam die Braut in sein Haus einführt, so macht der Zug vor demselben Halt; der Mann zieht sein Schwert von der Seite, steckt es über die Thür und trinkt der jungen Frau zu; sie aber geht darauf unter das bloße Schwert und über die Schwelle, zum Zeichen, daß der Mann das Recht hat sie zu tödten, wenn sie den Bund der Ehe brechen sollte. Das alte Gesetz, das über den Ehebruch, sei es des Mannes oder des Weibes, Todesstrafe verhängt, wurde noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erneuert. Sehr beredt spricht für die Heilighaltung der Ehe die alte, in den Außenlanden herrschende Abneigung, mit einer Wittwe eine Ehe einzugehen, welche Abneigung zur allgemeinen Sitte ward, bis Arbeiter aus Jütland, die im vorigen Jahrhundert häufig dorthin kamen und sich dort ansiedelten, dieselbe außer Gebrauch setzten. Die Thatsache, daß die Friesen auch in katholischer Zeit keine unverheiratheten Priester unter sich dulden wollten, ist ebenso ein Zeugniß für ihre Achtung vor dem Ehebündniß, wie sie zugleich einen für die alleinseligmachende Kirche bedenklichen Humor enthält.

Das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen wird gewöhnlich als ein Thermometer der Sittlichkeit betrachtet, wonach dieses z. B. in München und dem Kirchenstaat auf dem Gefrierpunkt steht. Auf Sylt und der Halligen beträgt nach des dort wohlbekannten Chronisten Hansen Angabe

die Zahl der unehelichen Geburten nur kaum zwei Procent von sämmtlichen. Unsere Chroniken berichten aus alter Zeit, daß Väter ihren Töchtern, die sich vergangen hatten, einen Stein an den Hals banden, sie hinter den Deich führten und daselbst ertränkten. Jetzt brüsten sich im civilisirten Europa die jungen Leute mit ihrem leichtfertigen Lebenswandel und übertreiben gar gegen ihre Altersgenossen die Heldenthaten ihrer Zügellosigkeit. In Nordfriesland war einst der Verdacht eines leichtsinnigen Lebenswandels nicht ohne Gefahr; die jungen Leute übten scharfe Controle und nahmen das Gericht selbst in die Hand; vermummt lauerten sie dem Sünder auf seinem heimlichen, nächtlichen Wege auf, führten ihn gewaltsam über Feld und ließen ihn hart am Rande einer tiefen Wassergrube oder eines geöffneten Grabes stehen, eine Drohung, die, wenn sie nicht fruchtete, später ausgeführt ward. Alles dies stellt die moralische Bedeutung einer alten Sitte ins rechte Licht, die unter dem Namen des Fensterns bekannt ist. Die jungen Bursche statteten in der Nacht den Mädchen ihres Dorfes oder der Nachbarsdörfer Besuche ab, wobei sie sich des Fensters statt der Thür bedienten. Der junge Mann setzte sich neben das Bette des Mädchens, und wenn er eine Weile mit ihr geplaudert hatte, machte er einen andern Besuch. Wurde es aber bekannt, daß ein Mädchen wiederholte Besuche von einem und demselben empfing, so kam sie in den Ruf, dem sich anderswo eine junge Balldame aussetzt, die einen ganzen Abend von einem und demselben Herrn zum Tanze aufgefordert wird, und man erwartete eine Verlobung. So wurden die meisten Ehen gestiftet. Aber jetzt ist auch diese Sitte außer Gebrauch gekommen; die Polizei soll sich darein gemischt haben. Hat sie es gethan, um die Sittlichkeit zu befördern, so hat sie, wie gewöhnlich bei dergleichen ihr unbeikommenden Zwecken, das Ziel verfehlt. Denn

das Fenstern hat vielleicht aufgehört, und das Thermometer der Sittlichkeit soll um ein Kleines im Sinken begriffen sein. Der Prediger der Gemeinde auf Föhr, zu der Wyk gehört, zählt in letzter Zeit unter hundert Geburten sieben bis acht uneheliche. Es scheint, daß die alte Sitte in sich selbst eine bessere Garantie getragen hat, als äußerliche Gesetze zu geben vermögen.

Die ehrenhafte Zuverlässigkeit und Treue, die uns in dem Verhältniß der Friesen zu ihren altnationalen Sitten, Rechten und Göttern, wie in dem persönlichen Verhältniß der Geschlechter vortheilhaft entgegengetreten ist, zeigt sich dem Lande gegenüber, das diese Menschen bewohnen, und in der Arbeit, der sie sich unterziehen müssen, als Ausdauer und Geduld. Heimreich bemerkt sehr richtig, „daß die Einwohner dieser Oerter wenig gefunden oder geschenkt bekommen"; und wenn, wie einige Philosophen behaupten, das Recht des Menschen auf den Grund und Boden allein durch die Bearbeitung desselben zu begründen ist, so ist das Recht unserer Friesen an dem ihrigen doppelt und dreifach. Denn ehe hier die Erde durch den Pflug aufgerissen werden konnte, mußten mit unsäglicher Mühe Deiche aufgeführt, und die weggeschwemmten abermals und abermals aufgeführt werden. An der Art und Weise, die Deiche zu bauen, an ihrer Höhe, Breite und Ausdehnung, hat man einen räumlichen Maßstab für die in unsern Gegenden herrschende Cultur. Solange die Bewohner derselben, wie zu des Plinius Zeiten, auf Erdhügeln wohnten, die das überströmende Meer ab und zu in Inseln verwandelte, konnten sie, wenn auch seßhaft, dem Boden das zum Leben Nöthige nicht abgewinnen, und im höchsten Grade unsicher, von Wind und Fluthen abhängig war ihr Dasein. Darum ziehen die Friesen der alten Zeit

zur See auf Beute aus, wie sie z. B. den heidnischen Dänenkönig Regnar im neunten Jahrhundert auf dessen Raub- und Zerstörungszügen nach Britannien und Frankreich begleiten. Als darauf mit dem Christenthum dieser Erwerbszweig der Könige in übeln Ruf und außer Gebrauch kam, und die Völker auf ihren Grund und Boden angewiesen wurden, brach zu verschiedenen Malen in unsern unwirthlichen, noch halb dem Meere angehörigen Gegenden Hungersnoth aus und trieb die Nordfriesen zu ihrem alten Gewerbe zurück. Jedoch mit dem Christenthum konnte dasselbe unmöglich auf die Dauer bestehen; deßhalb mußten sich zugleich mit den Kirchen im Lande sichere Deiche um dasselbe erheben, anstatt der unvollkommenen Sommerdeiche, von denen Saxo Grammaticus erzählt. Es ist gewiß richtig, daß die Historiker dieser Lande den Deich- und Kirchenbau in Zusammenhang bringen, und nicht zu sehen ist, auf welche historische Facten Clement seine Behauptung stützt, daß mit dem in Friesland einreißenden „Papstthum" auch die Deiche einrissen. Der Ackerbau daselbst datirt sich mit dem Kirchen- und Deichbau vom zwölften Jahrhundert. Aber Kirchen sind leichter als Deiche gebaut, weßhalb Jahrhunderte nöthig waren, in unsern Gegenden die alte Rohheit eines vagirenden Lebens durch die Cultur seßhafter Menschen zu verdrängen. So oft die neu aufgeführten Deiche zum Theil oder ganz weggespült werden, flüchten sich die Friesen wieder zum Raube aufs Meer, oder gehen zum Strandraub auf die Watten, und dienen, von ihren Kirchen entfernt, zugleich den halbvergessenen Göttern. So bilden die Deiche eine zeitliche wie räumliche Grenzlinie zwischen Barbarei und Cultur wie zwischen Heidenthum und Christenthum.

Wir bewundern an den ägyptischen Pyramiden den Fleiß und die Ausdauer des Volkes, das sie erbaute; aber weil diese

angestaunten Menschenwerke Ausgeburten despotischer Laune sind, kann uns die darauf verwandte Ausdauer kaum Achtung abgewinnen. Ein ganz anderes Zeugniß von dem Character unsers Volkes, seiner Emsigkeit, Thätigkeit und Geduld liefern die um und durch sein Land gezogenen Schutzmauern. Denn wie breit man auch ihre Basis, wie wenig geneigt ihre gegen das Meer gekehrte Abdachung anlege, wie fest man sie auch mit einem Flechtwerk von Schilf überziehe, man hat keine Garantie, daß sich diese mühseligen Bauten auf die folgende Generation vererben werden. Häufig genug ist denn auch jahrelange Arbeit in einer einzigen Fluth hinweggespült, und wenn der Schaden ausgebessert, das Land wiederum gegen das Meer geschlossen war, so mußten Abzugskanäle für die eingedrungene salze Fluth gegraben, die Aecker und Wiesen gereinigt werden. Allmählig aber wurde doch das Meer gezwungen zurückzuweichen; was einst Außendeich gewesen war, wurde zum Binnendeich, der nun nach allen Richtungen das Land durchschnitt. Außen herum aber zog sich der hohe Haffdeich; er umschloß das alte Nordstrand in einer Länge von zehn deutschen Meilen, während der Deich der Halbinsel Eiderstädt funfzehn Meilen mißt, und die Binnendeiche daselbst kreuz und quer vierzig Meilen gleichkommen.

Dieselbe Ausdauer, Geduld und Zuverlässigkeit characterisirt die Friesen als Seeleute. Nachdem sie, abgesehen von den Bewohnern des Nordstrandes, Jahrhunderte lang neben ihrem unvollkommenen Ackerbau, dessen Besorgung hauptsächlich den Frauen oblag, einen kümmerlichen Lebenserwerb in dem Fischfang gefunden hatten, begann in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Periode des immer steigenden Wohlstandes. Denn als um diese Zeit Holländer, Engländer, Franzosen, Dänen und Hamburger ihre Schiffe nach dem nördlichen Eismeer auf den Walfischfang und später auf den

Robbenfang aussandten, erlangten die Nordfriesen auf diesen beschwerlichen, mit so manchen Gefahren verbundenen Jagden sehr bald einen bedeutenden Ruf und wurden vorzugsweise gesucht. Noch in demselben Jahrhundert nahmen von den friesischen Inseln drei bis viertausend Männer an diesen gewinnreichen Reisen Theil, als Führer der Schiffe, als Steuerleute und Matrosen, oder als Harpuniere und Speckschneider. Die erstern hießen und die wenigen noch übrigen heißen Commandeure, deren z. B. die Insel Föhr allein zu einer Zeit funfzig bis sechzig lieferte. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden fünfundzwanzig englische Schiffe mit Commandeuren und Harpunieren von derselben Insel besetzt. Da konnte die Landwirthschaft nur eine Nebensache sein, und das ganze Leben in den nördlichen Theilen der Uthlande mußte sich selbstverständlich nach diesen jährlichen Reisen gestalten. Die Abfahrt im Frühjahr bildete die eine bedeutende Epoche; je nach dem Ziel der Fahrt verließ die männliche Bevölkerung gegen das Ende des Januar, im Februar oder im Anfang des März die Heimath, um entweder in die schon angenommenen Stellen einzutreten, oder einen Dienst zu suchen. Die Schiffe, welche sie in die verschiedenen Häfen bringen sollten, lagen bereit, Wochen lang vorher mit allem zur Reise Erforderlichen ausgerüstet; die Mädchen und Frauen, alle Angehörigen und Freunde, Prediger und Beamte gaben ihnen, die von einem Winter in den andern reisten, zur Abfahrt das Geleite. Auch die durch Jugend und Alter Schwachen fanden Dienst und Arbeit auf diesen großartigen Jagdzügen; Greise von achtzig und Kinder von zehn Jahren sah man unter den Scheidenden. Nach fünf bis sechs Monaten wurden sie ebenso von den Zurückgebliebenen in Empfang genommen und gehörten einen Winter wie den andern der Heimath und den Ihrigen. Den erworbenen Verdienst aber vergeudeten sie nicht

in den Hafenstädten, sondern die Männer brachten ihn ihren Frauen und Kindern, die Kinder ihren schwachen Aeltern heim. Es wuchs in dieser Periode der Wohlstand ebenso wie die Volkszahl. Als der Walfisch= und Robbenfang den frühern Ertrag nicht mehr lieferte, suchten und fanden unsere Insulaner Dienste auf Kauffartheischiffen fast aller schifffahrttreibenden Nationen, und behaupteten dort denselben Ruhm der Besonnenheit und Zuverlässigkeit. Aber indem sie sich nun vereinzelt in die verschiedenen Weltgegenden zerstreuten, bald auf kürzern, bald auf längern Reisen von der Heimath abwesend waren, verlor der Erwerbszweig Aller den frühern Character der Gemeinschaftlichkeit und das nationale Gepräge; die Bande der Heimath wie der Familie wurden lockerer, die Volkszahl verminderte sich, und auch ein größrer Theil des auf den länger dauernden Reisen erworbenen Verdienstes kam den Angehörigen nicht zu Gute. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geschah diese Umwandlung der Commandeure und Walfischjäger in Capitäne und Kauffartheischiffer. Um dieselbe Zeit, als auf die angegebene Weise das ungewisse Meer unsere Insulaner auf längere Zeit ihrer Heimath entführte, nahm durch die früher erwähnte Vertheilung des bis dahin gemeinschaftlichen Acker= und Wiesenlandes die Landwirthschaft einen bedeutenden Aufschwung und rief Fremde auf die Inseln. Aber in der Bearbeitung des Bodens haben die nordfriesischen Inselbewohner es nicht so weit gebracht, als in der Kunst das Meer zu befahren. Die Leichensteine auf den Kirchhöfen sind mit Schiffen geziert, und ehrenvoller erscheint es bei der Wahl des Berufes noch heute der Jugend, mit dem Kiele das Meer, als mit dem Pfluge das Land zu furchen.

Es ist vorauszusetzen, daß wir dieselbe Grundbeschaffenheit des nordfriesischen Characters, die sich in der Anhänglichkeit

an Heimath und heimathliche Institutionen, in Achtung der Familienbande, in Ausdauer beim Kampfe mit einer ungünstigen Natur so lange bewährt hat, in derselben Weise wie bei den Männern, so auch bei den Frauen wiederfinden. Besonders von ihnen rühmt der Chronist Hansen Arbeitsamkeit und Sittsamkeit, Treue und Muth, und wie sie bestrebt sind, alte, ehrwürdige Sitten und Traditionen auf ihre Kinder zu vererben. Jedoch hat auch der durch die Verhältnisse des Lebens anschaulich gemachte Character der friesischen Männer und Frauen seine Kehrseite, wie alles Menschliche.

Erwähnt ist bereits, daß in den Streitigkeiten um den rechtmäßigen Herrscher, wie in dem gegenseitigen Verhältniß der nordfriesischen Rechtscommunen oder Harden zu einander die Frage des Vortheils nicht selten schwerer wog, als politische Sympathie und nationale Verwandtschaft. Wie der Historiker in der Vorzeit unserer Nation Züge interessenloser Begeisterung vergeblich sucht, Momente einer gehaltvollen Schwärmerei, wodurch andere Völker über die Trivialität des Genießens und Entbehrens, der Arbeit und des Erwerbes zeitweilig emporgehoben und fortgerissen werden, so wird, wer aus dem Alltagsleben der Volksindividuen statt aus der Geschichte den allgemeinen Character erkennen wollte, viel kühle Berechnung und Ueberlegung, viel vernünftige Besonnenheit und Ruhe finden, aber wenig leichten Sinn und selten ein glückliches Sich-selbst-vergessen. Auf den Ruhm einer zu aller Zeit sich kund gebenden Biederkeit, Willenskraft und Ausdauer wirft eine beschränkte, vorsichtige Selbstsucht einen häßlichen Schatten. Diesem gemäß wird in unsern Gegenden das Geld nicht so sehr als ein Mittel, sondern vielmehr als ein Endzweck hochgeschätzt. Weder gebraucht man dasselbe gern zu Speculationen, bei denen es ja möglicherweise

verloren gehen könnte, noch zur Verschönerung und Cultur des Lebens, noch viel weniger zu Unternehmungen, die dem Allgemeinen zu Gute kommen. Ehrenhaft und wünschenswerth ist ein Betrieb oder ein Geschäft, wodurch die Lust zur Thätigkeit Befriedigung erhält; aber wünschenswerther gilt die Ruhe und Sicherheit, die sich auf den schon erlangten Besitz der edlen Metalle gründet. Für einen Fremden ist es nicht so leicht zu entscheiden, ob die einfach sparsame Lebensweise nur eine Folge der Einfachheit des Sinnes und einer frohen Genügsamkeit ist, oder ob Liebe zum Gelde dem Munde einen gewünschten Genuß und dem Hause Schmuck versagt. Jedoch unser Chronist Hansen klagt seine Landsleute des Hanges zu übertriebener Sparsamkeit an, und als ein verdächtigendes Zeugniß gegen unsern Volksstamm muß der Umstand erscheinen, daß das einzige in nordfriesischer Sprache geschriebene Buch gegen das Laster des Geizes gerichtet ist. Derselbe egoistische Sinn, der eine friesische Harde mit der andern entzweite, äußert sich bei der Ruhe des Meeres und der Politik in neuester Zeit als mangelnder Gemeinsinn. Enge, persönliche Interessen erschweren in Nordfriesland das Zustandekommen allgemein nützlicher Unternehmungen; aber jene sind mit nichten ein Product der Gegenwart, wie Etliche meinen, sondern ein bleibender Fehler des Characters. Denn ob eine ganze Harde, ihres zunächst liegenden Vortheils wegen, eine andere preisgiebt, oder ob der Einzelne, dessen Haus zufällig vor den Fluthen geschützt liegt, sich weigert, die allgemeinen Deichlasten mitzutragen, das bleibt im Wesen dasselbe, wie es im Wesen dasselbe bleibt, ob ein Bauer das Eigenthum des andern durch Würfel an sich bringt, oder ein König das Land des andern durch Soldaten.

Immer zusammen mit überwiegendem Egoismus findet sich ein gewisses Maß von Verschlossenheit. Der Nordfriese theilt

sich nicht leicht mit, er ist behutsam und nicht selten vorsichtig bis zum Mißtrauen, besonders gegen Fremde. Wie schwer die Menschen dieser Gegend aus sich herausgehen, wie sie ihr ruhig kaltes Wesen immer bewahren, das zeigt sich besonders bei ihren gemeinsamen Vergnügungen. Es ist vielleicht in der ganzen Welt kein Jahrmarkt so ernsten Characters, als z. B. der auf Föhr; man sieht denselben wohl, aber man hört ihn kaum, kein lustiger Gesang erschallt, keine Musik, als nur zum Tanze; die Polizei hat keinem Ausbruch ausgelassenen oder liebenswürdigen Leichtsinns, keinem kecken Humor zu steuern; stumm zieht Alles an den Buden mit den Verkaufsgegenständen vorbei, und erst nach tagelanger Betrachtung und Prüfung entschließt man sich zum Kauf. Ebenso ernst und ruhig geht es beim Schießen nach der Scheibe her, das im Winter, wenn die junge Mannschaft zu Hause ist, nicht selten geübt wird. Ein Volksfest ist dergleichen nicht; es sind irgendwo Einige zusammengekommen, die für die Arbeit des Meisterschusses den bestimmten Gewinn beanspruchen; das Dorf oder den Flecken geht das Nichts an, und auch die Frauen und Mädchen kümmern sich nicht darum. Die Lust zum Tanze soll auf den nordfriesischen Inseln in der letzten Zeit bedeutend zugenommen haben, sodaß die Polizei, die nun einmal auch die Sorge für Sittlichkeit und gute Sitten hat, bemüht ist, das Uebermaß jenes, allen Ländern und Zeiten gemeinsamen Vergnügens zu verhüten. Aber nationale Tänze kennt und übt man hier fast gar nicht; ernst und schweigend holt sich der Tänzer das Mädchen und überläßt es ihr, sich ihren Platz wieder zu suchen, wenn er seine Pflicht erfüllt hat. Freilich weicht der Ernst gegen das Ende oft einer ausgelassenen Fröhlichkeit, aber nicht ohne Mitwirkung des Geistes, der in der Traube oder im Korn gebunden ist. Dann auch ertönt Gesang, während sonst in den Häusern, auf den Wegen,

bei der Arbeit das alte Sprichwort wahr bleibt: „Frisia non cantat", Friesland singt nicht. Die alten sinnreichen Ceremonien und Aufzüge bei Hochzeiten sind nach und nach in Vergessenheit gerathen; nur bei den Verlobungen wird, wenn der eine Theil aus der Fremde ist, von jungen Leuten am Abend ein mit Fahnen und Laternen geziertes Boot auf einem Wagen durch die Straßen gezogen.

Wo sich im Ernst wie in der Lust des Lebens vorwiegend die Ruhe zeigt, da ist das entweder ein Zeichen einer schwachen Willenskraft und einer schwer anzuregenden Empfindung, oder es hält der Energie der Triebe und des Willens eine starke Besonnenheit der Vernunft das Gleichgewicht. Wer mit unsern Insulanern auch nur oberflächlich bekannt ist, wird bald bemerken, daß Alles, was in ihren Gesichtskreis kommt, den Verstand anregt. Freilich wirft jeder Mensch die Frage nach den Ursachen des Geschehens und den Gründen der Erkenntniß auf; aber die größere oder geringere Bedeutsamkeit, welche dieser Frage gegeben wird, unterscheidet nicht nur den denkenden Menschen von dem vorwiegend sinnlichen, dem Alles ein Gegenstand des Begehrens oder Abscheues ist, sondern kennzeichnet auch Nationen. Vielleicht haben unter allen germanischen Völkerschaften die Friesen die stärkste Anlage zur besonnenen Betrachtung, zur Erhebung über den nächsten sinnlichen Eindruck, nicht in das Gebiet der Phantasie, aber in das der bedingenden Ursachen. Als im siebzehnten Jahrhundert die Nordfriesen die Küstenschifffahrt und armselige Fischerei aufgaben und sich auf fernen Meeren den Ruhm praktischer Seeleute erwarben, erwies sich die allen behauptete glückliche Begabung an der sogleich erwachten Lust und Pflege der Theorie. Ein Prediger auf Föhr, mit Namen Richardus Petri, gab den Anlaß zu einer, für unsere Gegenden characteristisch gewordenen Bildung. Er unterrichtete unentgeltlich

in der Navigationswissenschaft, mit der einzigen Bedingung, daß seine Schüler ebenfalls umsonst das Gelernte weiter verbreiteten. Seitdem ist diese Wissenschaft mit den dazu gehörigen Hülfsmitteln fleißig von den seefahrenden Friesen geübt worden, wobei ihnen eine lange Zeit hindurch die erwähnte Regelmäßigkeit ihrer Reisen, die jährliche Winterruhe, sehr zu Statten kam. Fast in jedem Dorf unterrichtete in früherer Zeit irgend ein erfahrener Commandeur oder Capitän die jungen Leute in der Theorie des Gewerbes, das sie entweder schon trieben, oder zu dem sie bestimmt waren. Mathematik und Astronomie, bildeten die Hauptgegenstände des Unterrichts für die Confirmirten, während die Kinder in den ersten Elementargegenständen des Wissens Unterweisung erhielten. So hatte hier das nahe liegende Bedürfniß Volksschulen gebildet, die von der Kirche unabhängig waren. Es versteht sich aber, daß da, wo solche Einrichtungen wie von selbst getroffen werden und sich fast Jahrhunderte lang halten, eine natürliche Begabung der Lehrer wie der Lernenden für die Gegenstände des Unterrichts vorhanden sein muß. Das Talent zur Mathematik und also auch zu aller Art empirischen Wissens, wozu dieselbe die Hülfswissenschaft bildet, ist bei den Nordfriesen vielfach wahrgenommen. Rechnen und Mathematik bildeten in den Volksschulen lange Zeit die vornehmsten Lehrgegenstände; und wenn auch die alten, in der Navigationskunde bewanderten, durch Reisen und Gefahren gebildeten Praktiker in mancher Beziehung den Forderungen nicht mögen entsprochen haben, die man jetzt an einen Schulamtscandidaten stellt: so war doch in unsern Gegenden eine selten glückliche Harmonie zwischen der Schule mit ihren Unterrichtsgegenständen einerseits, und dem allgemeinen Talente wie Berufe andererseits. Aber solche exceptionelle Stellung der Schule verträgt sich nicht mehr mit den Begriffen, die man augenblicklich von

deutsch, in Vergleich mit andern Landdistricten, wohlklingend und correct, in auffallendem Contrast zu südlichen und westlichen Grenzländern. Und doch ist hier, wie schon oben bemerkt, die Gefahr der Sprachmengerei größer als irgendwo sonst. Denn die Eingeborenen lernen als ihre eigene Muttersprache das Friesische, das auf Föhr allein zwei Dialekte bildet; in der Schule alsdann, als Sprache der Bücher und der Religion, das Hochdeutsche; im Verkehr mit den Eingewanderten nicht nur das Niederdeutsche, sondern auch noch das Dänische; sodaß die Zahl Derer nicht klein ist, die in diesen vier Zungen nach Bedürfniß zu reden wissen.

Es war der nächste Zweck dieser kleinen Schrift, den in unserer Gegend fremden Gast mit Land und Leuten so weit vertraut zu machen, daß er sich die Eigenthümlichkeiten, die ihm daselbst auffallen, zu erklären im Stande sei. Wer zur Erholung oder zur Stärkung der Gesundheit ans Ufer des Meeres flüchtet, dem muß es von Bedeutung sein, einmal gänzlich aus der vollen Gewohnheit seines alltäglichen Lebens und Treibens in eine andere Welt versetzt zu werden, denn eben der Wechsel aller sinnlichen Eindrücke übt eine wohlthätig heilende Wirkung aus. So viel nun wird aus diesen Blättern klar geworden sein, daß das geschilderte Land sammt seinen Bewohnern des Originellen genug hat, um den daselbst Fremden eine kleine Weile die ermattende Gewohnheit seiner Welt, die er verließ, vergessen zu machen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

N

Meridian
ndt, Giessen
ch

26° 14' östl. v. Ferro
4° westl. v. Kopenhagen

Haff Deich

Vogel Koye

Nisshörn

oldixum

Nach Dagebüll 1 ½ Meilen

54° 42' nördl. v. Äquator
Breite v. Königsberg

O

Wyck

Damenbad

Fluthströmung

Ebbeströmung

Verlag von Otto Meißner in Hamburg.

Zur Geschichte der neueren Philosophie.

Populäre Vorträge von G. Weigelt.

Enthaltend: Kant. — Fichte — Jakobi. — Schopenhauer. — Schelling. — Hegel. — Feuerbach.

Gr. 8. 22 Bogen geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Hauptbedingung der Popularität, daß der Grundgedanke eines philosophischen Systemes klar hervortrete und der eine leitende Faden in allen Einzelnheiten offen vorliege hat der Verfasser in diesem Werke vollständig erfüllt.

Australien.

Geschichte und Beschreibung der drei australischen Kolonien

Neu-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien.

Von Samuel Sidney.

Gr. 8. 26½ Bogen. 1 Thlr.

„Das Original dieses Buches hat in England bedeutendes Aufsehen gemacht, da es zum ersten Male eine vollständige Geschichte des fünften Welttheils liefert, in welcher die neueste Zeit mit Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit behandelt und jede Behauptung mit Thatsachen belegt ist. Der beschreibende Theil ist von noch größerem Werthe, da er praktisch und genau genug ist, um den Dorthinwandernden mit allen australischen Verhältnissen bis ins kleinste Detail bekannt zu machen. Es sind von den Schilderungen alle Uebertreibungen ferngehalten, die in sämmtlichen Berichten, Reisebeschreibungen u. s. w. fast stereotyp geworden zu sein scheinen. Für Geographen, Statistiker, Nationalökonomen und für den Historiker der Zukunft bietet das Buch schätzbare Materialien, und jedem Gebildeten gewährt es eine belehrende Unterhaltung. Die Uebersetzung ist mit sehr großer Sorgfalt gemacht und liest sich wie Original.“ (Deutsche Reichszeitung.)

Robert Waldmüller:

Lascia passare! Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

Die erste dieser beiden poetischen Gaben ist in Italien entstanden. Sie zieht alles dasjenige in ihren Gesichtskreis, was ein empfängliches Gemüth von den großartigen Natur- und Kunsteindrücken jenes Landes in sich aufnimmt, und macht es im Spiegel des Dichterworts der Gesammtheit zugänglich. — Die „Gedichte“ sind zum größten Theile vaterländischem Boden entsprossen. Sie schließen sich keinem bestimmten Vorbilde an. Als Entwickelungsgeschichte eines Gemüths, das sich in Leid und Lust zu schöner Menschlichkeit abklärte, scheint diese Sammlung geeignet in weiten Kreisen Interesse zu erwecken.

Tiefe des Gemüths, eine Fülle wunderbar schöner Gedanken und eine edle, vollendete Form reihen Waldmüller's Dichtungen den besten der neueren Lyrik an.

Kernstellen aus J. Gotthelf's Schriften.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 18 Sgr.

Gotthelf's Schriften enthalten einen Reichthum von schönen Gedanken, Lebensregeln und Betrachtungen über die Natur und die Menschen.

Ein Jeder, weß Standes er auch sei, wird darin finden, was seinem Herzen zusagt, und sich an den sinnigen, einfachen und kernigen Aussprüchen des Schweizer Pfarrers, die überall eine tiefe Lebensanschauung kundgeben, erfreuen und erbauen.

Ludwig Uhland.

Eine Skizze von Gustav Tiebert.

Geheftet 10 Sgr.

Ein mit feinem Verständniß geschriebenes Büchlein, das den Verehrern Uhland's eine willkommene Gabe sein wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.